

Hans Waldemar Schuch

Auflösungserscheinungen und Normalisierungseinpflügungen - Reden über den Sex

„Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf.“

Friedrich Nietzsche (1886), *Jenseits von Gut und Böse*

„Doch selbst dann, wenn man die Kontingenz jeglicher Ordnung akzeptiert und Abweichungen zulässt, die den Keim andersartiger Ordnungen in sich tragen, gerät man an einen Punkt, an dem sich abermals die Geister scheiden.“

Bernhard Waldenfels (2008), *Grenzen der Normalisierung*

„Der Narr sprach:

Krönt mit eurer Lust mein Entzücken!“

Werner Filmer (1961), *Orion* und 41

0. Vorrede

0.1 Über Parrhesie

Michel Foucault (1926 – 1984) hatte in seinen *Berkeley*-Vorlesungen von 1983 (1996) sowie in seiner letzten Vorlesung an der *Sorbonne* 1984 (2010) mit dem Titel *Der Mut zur Wahrheit* die altgriechische philosophische Idee der *Parrhesie* entfaltet. Mit *Parrhesie* meinte er, offen die eigene Meinung zu sagen (*Foucault* 1996, 10), die Wahrheit zu sprechen (*ibid.*, 12), angesichts der Gefahr Mut an den Tag zu legen, anstatt in der Sicherheit eines Lebens auszuruhen, in dem die Wahrheit unausgesprochen bleibt (*ibid.*, 15), auch Kritik am Gesprächspartner oder an sich selbst nicht zu scheuen (*ibid.*, 16).

Der Idee der *Parrhesie* fühlen sich auch meine *Reden über den Sex* verpflichtet. Ich stelle mich damit in die gute Tradition der Integrativen Therapie (*Petzold* 2003), die das *Foucaultsche* Parrhesie-Postulat als Wesensmerkmal ihres kulturkritischen Engagements aufgenommen hat. Demnach hätte Therapie immer auch eine kulturschaffende und kulturkritische Dimension, wäre Kulturarbeit im Sinne eines soziokulturellen Modells. Sie hätte nicht nur die Exzentrizität mit Blick auf Persönliches zu fördern, sondern auch auf die gesellschaftliche Situation. Sie hätte die Kraft und den Mut zur Offenheit, Klarheit und freimütige Rede zu vermitteln, zur Parrhesie, die Devolution und Entfremdung entgegentritt und für ein „gutes Leben“ in kultureller Vielfalt und Freiheit eintritt (vgl. *ibid.*, 26).

In diesem Essay werde ich immer wieder auf Aussagen von *Michel Foucault* Bezug nehmen. Auch wenn man *Foucault* und seinen Ansichten kritisch gegenüberstehen

mag, wofür sich eine ganze Reihe guter Argumente finden lassen¹ - *Foucault* war zweifellos einer der originellsten und waghalsigsten Denker des 20. Jahrhunderts (vgl. *Miller* 1995, 554). Die Geschichte des Subjekts muss mit und seit *Foucault* anders gelesen werden (vgl. *Dauk* 1989). Insbesondere seine Ausführungen zur Geschichte der Sexualität, beginnend mit dem programmatischen Titel *Der Wille zum Wissen* (*Foucault* 1977)², trugen maßgeblich zu einer paradigmatischen Wende der Rede über den Sex bei, als deren Ergebnis der Sex tendenziell historisiert und denaturalisiert wurde (vgl. *Eder* 2009, 12).

Mit dem Bezug auf *Foucault* und seine philosophische Forderung nach *Parrhesie* befinden wir uns schon mitten *in sexualibus*. *Foucault* führte bekanntlich ein sexuell grenzwertiges, risikoreiches Leben. Er praktizierte homosexuelle, sadomasochistische Praktiken, propagierte diese in einem Interview in der Zeitschrift *The Advocate*: „Die Sexualität bildet einen Teil unserer Lebensführung. Sie bildet einen Teil der Freiheit, die wir in dieser Welt genießen. Die Sexualität ist etwas, das wir selbst erschaffen – sie ist unsere Schöpfung, weit mehr als die Entdeckung eines verborgenen Aspekts unseres Begehrens. Wir müssen verstehen, dass sich mit unseren Begierden und durch sie neue Formen von Beziehungen, neue Formen von Liebe und neue Formen von Schöpfung herstellen lassen. Der Sex ist nichts Schicksalhaftes; er ist eine Möglichkeit, Zugang zu einem schöpferischen Leben zu erhalten“ (*Foucault* 1984, 909 f)³. *Foucault* sah den Sadomasochismus als einen bedeutsamen Erfindungsprozess (vgl. *Eribon* 1991, 455 f) und überhöhte Schmerz und Lust als besondere Quellen von Erkenntnis. Diese Praktiken begriff er als wahrheitsgenerierende Grenzerfahrung - *für sich*. *Foucault* war HIV-positiv und starb 1984 an den Folgen seiner Aids-erkrankung⁴. Sein Tod bot Anlass zu Diskussionen über die Ethik seines Verhaltens (vgl. *Miller* 1995).

¹ Z.B. die sogenannte *Foucault-Habermas*-Debatte, die in den USA geführt wurde und nach *Foucaults* Tod im Ergebnis u.a. um das Thema „Moderne oder Postmoderne“ ging (vgl. *Isenberg* 1991; *Habermas* 1985). *Foucaults* Ansichten zur Historie, damit auch der Historie der Sexualität, müssen auch im Lichte anderer Historien kritisch gesehen werden (vgl. *Wehler* 1998).

² *Voigt / Köhlerschmidt* (2011, 138) kolportierten, dass dieser Titel sich einem LSD-Trip verdankt. *Didier Eribon* (1991, 456) berichtet in seiner *Foucault*-Biographie, dass *Foucault* bis auf Heroin nichts ausließ: „LSD, Kokain, Opium, er hat alles versucht“. *Foucault* in einem Interview in *The Advocate*: „Ich denke, dass die Drogen zu einem Element unserer Kultur werden müssen. Als *Quelle von Lust*? Als *Quelle von Lust*. Wir müssen die Drogen studieren. Wir müssen gute Drogen herstellen – die fähig sind, eine äußerst intensive Lust hervorzubringen“ (*Foucault* 1984, 913).

³ *Foucault* in einem Interview über *Sadomasochismus*: „...es ist die wirkliche Erschaffung neuer Möglichkeiten von Lust, die man sich zuvor nicht hatte vorstellen können“ (*Foucault* 1984, 912). „Ich denke, dass wir da eine Art Schöpfung, schöpferisches Unternehmen haben, bei denen ein Hauptmerkmal das ist, was ich Desexualisierung der Lust nenne“ (*ibid.*, 913). „Die SM-Praktiken zeigen uns, dass wir Lust ausgehend von äußerst seltsamen Objekten hervorbringen können, indem wir bestimmte eigentümliche Partien unseres Körpers in sehr ungewöhnlichen Situationen usw. gebrauchen“ (*ibid.*).

⁴ Es bleibt unklar, ob *Foucault* in vollem Umfang die Art, Relevanz und Konsequenz seiner Erkrankung erkannt hatte, zumal damals das Wissen über AIDS noch unzulänglich war. Biograph *Didier Eribon* (1991) kam aufgrund von Andeutungen *Foucaults* allerdings zu der Ansicht: „*Foucault* wusste es und wollte es vor allem nicht den Leuten eingestehen, die ihn umgaben“ (*ibid.*, 471).

0.2 Sexualität und Wahrheit

Zu Anfang seines ersten Bandes der zum Schluss dreibändigen Untersuchung über die *Geschichte der Sexualität* hatte Foucault der möglichen Enttäuschung der Leser vorzubeugen versucht, er wolle keine Geschichte der sexuellen Verhaltensweisen schreiben, sondern die viel nüchternere und beschränktere Frage behandeln, wie die sexuellen Verhaltensweisen zu Wissensobjekten geworden sind, und auf welchen Wegen und aus welchen Gründen sich der Erkenntnisbereich organisiert hat, den man mit dem relativ neuen Wort *Sexualität* umschreibt (vgl. Foucault 1977, 7).

Als Erklärung hatte Foucault die Gedankenfigur des *Dispositiv* ("dispositif") skizziert (Agamben 2008). Foucault bezeichnete mit dem *Dispositiv* ein komplexes Verständnismuster, das aus einem Netz verschiedener Elemente geknüpft werden kann (vgl. *idem* 1978, 120). Das Dispositiv bildet eine Art von Formation, ein heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, Reglementierungen, Gesetze, Entscheidungen, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, nämlich Praktiken umfasst (vgl. *ibid.*, 119 f).

Foucaults Bemühung galt einer *Geschichte der Wahrheit* (Foucault 1986, 13). Sein Denken in Dispositiven zielte auf die Eliminierung unhistorischer Objektivierungen und die Überschreitung des Denkens in Kausalverhältnissen. Seine Erklärung verläuft dann nicht mehr von einem Objekt zum anderen, sondern von allem zu allem. Er führte in die historische Analyse Formen von Beziehungen und Zusammenhängen ein, die weit über das universelle Kausalverhältnis hinausgehen (vgl. *idem* 2001, 751f).

Foucault versuchte auf diese Weise eine Geschichte von wahrheitsgenerierenden Praktiken zu ermitteln. Praktiken, in denen Menschen Wahrheiten gesehen haben und von ihren „Kämpfen um diese Wahrheiten“ (Veyne 1992, 75).

Wahrheit ist für Foucault im Ergebnis nichts anderes als ein Ensemble von veränderlichen Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden, und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird. Mit der Veränderung der Regeln ändern sich auch die Wahrheiten.

Es fügt sich in das Bild praktisch generierter Wahrheit, dass es wahrscheinlich kein menschliches Themengebiet gibt, wie das der Sexualität, das dermaßen vielzünftig verfassten, multiplen Wahrheiten unterliegt. Ein Terrain, in dem sich so viel Wahres über den Menschen zeigt und gleichzeitig so viel verborgen bleibt, weil es intim bleibt und verheimlicht wird oder werden muss. Andererseits gibt es wohl auch keinen Lebensbereich, über den auf die eine oder andere Weise so viele Unwahrheiten vorgebracht werden. Letzteres geschieht meist aus gut nachvollziehbaren Gründen, befindet sich doch die Sexualität unter normativer gesellschaftlicher Kuratel, und handelt es sich doch nach wie vor um eine in vielfacher Hinsicht risikoreiche, soziale, kulturelle und persönliche Tabuzone. Zumal sexuelle Praktiken häufig als Tabu-

bruch erfolgen, in der Nähe zu Rausch, Sucht, Gier, Macht, Schmerz und Gewalt.

0.3 Das Projekt

Die Rede über die Sexualität unterliegt einer Reihe von Schwierigkeiten, von denen hier aus verschiedenen Perspektiven immer wieder die Rede sein soll. Dabei kann ich in dem hier gebotenen Rahmen nur wenige Themen behandeln und lediglich einige Akzente setzen. Mein Bemühen geht dahin, einige Entwicklungen, Strukturelemente und Verfahrensweisen zu thematisieren, insbesondere immer wieder auf die expliziten und impliziten Einschließungen und Ausschließungen sprechen zu kommen, welche die Rede über den Sex kennzeichnen und lenken und häufig erst die Inhalte der jeweiligen Aussagen konstituieren. Mir geht es also nicht primär darum, bestimmte Positionen inhaltlich zur Diskussion zu stellen, obwohl ich das auch dann und wann tue. Mir geht es vorrangig um die Kennzeichnung von Argumentationsmustern, Gedankenfiguren und Verfahrensweisen, die erst bestimmte Positionen hervorbringen und mit deren Hilfe diese Ansichten promoviert und flächendeckend maßgeblich gemacht werden sollen. Es geht zwar insofern vorrangig um Fragen des Stils, zugleich aber auch um relevante Inhalte, nämlich um Grundfragen des Menschlichen. Nicht zuletzt geht es auch um einige zentrale Fragen einer als Humantherapie verstandenen Psychotherapie.

1. Über einige Schwierigkeiten der Rede über den Sex

1.1 Erkenntnisinteresse, Orientierung und Erfahrung

Martin Dannecker (1992) hat in seiner bemerkenswerten Schrift „Das Drama der Sexualität“ auf eine besondere Schwierigkeit hingewiesen: Nach seiner Ansicht prägt die eigene sexuelle Erfahrung erkenntnisleitend das Denken über Sexualität (*ibid.*, 16). Demnach wäre das Denken über Sexualität genealogisch nicht von der eigenen sexuellen Erfahrung zu trennen. An einem anderen Ort postulierte *Dannecker* (2005), dass bei einer Theorie der Sexualität der innere Anspruch des Schreibers stets mitbedacht werden müsste (*idem* 2005, 81). Mit diesem Gedanken liegt *Dannecker* gut auf der Linie von *Theodor W. Adorno* (1966), der gelehrt hatte, dass das Denken nie für sich allein stehe. Das Denken beantworte immer einen Antrieb, einen Anspruch, allerdings, ohne ihn zu erledigen. Erst die Reflexion auf diesen Antrieb verhindere, dass das Denken nur bei sich selbst bleibt, besser gesagt, den Anschein erweckt, der zur Täuschung führen kann, es gebe so etwas wie eine reine Selbstgegenwärtigkeit des Denkens.

Für die Ansicht, dass *Erkenntnis und Interesse* (*Habermas* 1968) kaum wirklich zu trennen sind, könnte in der Tat Einiges sprechen. Wer würde z.B. bestreiten, dass die Ansichten *Freuds* über Sexualität, die ja angeblich u.a. seiner „Selbstanalyse“ (*Schott* 1985) entstammten, nicht auch sehr stark durch seine persönliche Erfahrung geprägt und orientiert sind (*Schuch* 2006)? *Freud* hatte die Sexualität aus androzen-

trischer Perspektive letztlich als alles bewegende, mysteriöse Triebkraft beschrieben. Er ließ die Sexualität unbewussten, abgrundtief biologischen Schichten entstammen. Er schrieb insbesondere der Sexualität des Mannes finstere Eigenschaften zu und verlagerte auch die Sexualität der Frauen auf einen *dunklen Kontinent* (Rohde-Dachser 2003). Sexualität ist dann nichts Harmloses, einfach nur lebensbejahendes Lustvolles, zumal ihr destruktive Triebimpulse unterlegt sind. Ein weiteres Beispiel aus der Geschichte der Psychotherapie: Wem würde beim Lesen von *Sándor Ferenczi* „Genitaltheorie“ (1924) nicht auffallen, dass *Ferenczi* die männliche Erektion ausgerechnet mit der Autotomie der Lurche vergleicht und die Herausbildung des Penis ihm als Waffe vorkommt, in einem Kampf, „in dem es sich darum handelt, welcher der Kämpfenden das geschlechtliche Eindringen in den Körper des Partners als Mutterleibersatz erzwingt“ (*ibid.*, 345). Wer würde sich dabei nicht die Frage stellen, welches Bild von Frau (vgl. *Anzieu-Premmereur* 1983; *Zeul* 1999) und welche sexuellen Erfahrungen *Ferenczi* ausgerechnet zu diesen Bildern verleitet haben mögen (vgl. *Schuch* 2000)? Oder, um einen philosophisch relevanten Bezug herzustellen, wer möchte wirklich bezweifeln, dass *Jean Paul Sartre* (1962) nicht zuletzt auch seine eigene Lebenserfahrung reflektiert, wenn er die Liebe (*ibid.*, 467ff) der Ordnung des „Für-den-Anderen“ angehören lässt (vgl. *Merleau-Ponty* 1994, 441), Lieben als „Geliebt-werden-wollen“ hinstellt und Begehren und Liebe als zwei Seiten einer Medaille ansieht, die für das Scheitern der Beziehung zum Anderen steht? Dies, weil der sexuelle Blick auf sich selbst und den Anderen einen selbst und diesen zum Objekt macht und man sich und ihn damit der Möglichkeit der Existenz beraubt (vgl. *Fabeck* 1994, 64f). *Sartre* hatte aufgrund seines auffälligen Aussehens – *Sartre* hatte hervortretende Augen und schielte nach außen - offenbar ein Problem mit dem Blick des Anderen: Es ist der Moment, in dem die eigene Subjektivität der kritischen Prüfung durch ein anderes Bewusstsein unterworfen wird (*Blackburn* 2008, 132).⁵ Fraglich bleibt, inwieweit *Sartres* sexuelles Verhalten sowie sein Denken über den Sex dem auch kritischen Raisonement seiner Partnerin *Simone de Beauvoir* (1949/1992) ausgesetzt war, die in dem objektivierenden Blick von außen, dem *männlichen Blick auf den weiblichen Körper* (*Sombart* 1995), eine Verletzung ihrer Integrität sah.

1.2 Risiken

Mit der Anerkennung eines Zusammenhangs von *Erkenntnis und Interesse* und der Thematisierung der eigenen sexuellen Orientierung und Erfahrung als eine das Denken steuernde Motivation geben wir uns zweifellos auf heiklen Grund. Wir gehen

⁵ *Simon Blackburn* (2008) berichtet in seinem Essay *Wollust, die schönste Todsünde* von einer Stelle in *Sartres* autobiographischem Werk *Die Wörter (Les Mots)* (deutsch 1965, 80), in der *Sartre* als langhaariges, lockiges Kind zum Friseur gebracht wurde und kurz geschoren als unansehnliche Kröte zurückkam: *Un crapaud*. *Blackburn* schließt daraus: Kein Wunder also, dass der Blick des Anderen Konflikte erzeugt und zur Quelle von Scham und Erniedrigung wird, von etwas, was man am besten abschafft (*Blackburn* 2008, 133). *Blackburn* räumte immerhin erkenntniskritisch ein: Natürlich ist es gut möglich, dass *Sartre* seine Kindheit in Übereinstimmung mit seiner Philosophie konstruierte und nicht umgekehrt (*ibid.*).

das Risiko ein, vom Pfad (nicht nur) der wissenschaftlichen Tugend abzuweichen und möglicherweise mächtigen Ärger auf uns zu ziehen. Wir müssen dies hier nicht weiter ausführen: Die eigene sexuelle Orientierung und Erfahrung als erkenntnisleitend bei der Rede über die Sexualität anzuerkennen, stößt sich an dem konventionellen Begriff von Wissenschaft. Wissenschaft soll ja bekanntlich gerade dadurch ausgezeichnet sein, dass sie nichts Persönliches enthält, sondern ausschließlich einem „Dritten“, nämlich den Vorstellungen von Wertfreiheit und Objektivität verpflichtet ist.

Ein weiteres Risiko sollten wir nicht unterschätzen: Ein störendes *wahres Wort* – nicht nur in Sachen Sex - und schon wird erfahrungsgemäß eine symptomatische Sonderbehandlung aufgeboten, greifen Mechanismen der *Formierung psychosozialer Prozesse* (Schuch 1983) nach der Abweichung. So werden sowohl seitens der Individuen als auch seitens der Gesellschaft Widerstand und Abwehr ins Feld geführt. Insbesondere aber kommen gesellschaftliche Konventionen normativ, restriktiv und konflikthaft in die vielstimmige Konkurrenz um die Wahrheitshoheit. Als da wären z.B. Umschreibung, Vermeidung, Tabuierung, Objektivierung und nicht zuletzt als Palliativum die öffentlich lizenzierten und alsdann flächendeckend verordneten „politisch korrekten“ Denk- und Sprechweisen über Sexualität.

1.3 Theorie und Praxis

Eine weitere Schwierigkeit der Rede über den Sex sprach *Robert Muchembled* (2008) in seiner Geschichte der abendländischen Sexualität mit dem Titel „Die Verwandlung der Lust“ an: Zur Lust gehört das einzigartige persönliche Erlebnis, das sich zumindest in gewissen Teilen nicht in Worte fassen lässt (*ibid.*, 332). *Muchembled* bezog sich dabei auf die Ausführungen von *William H. Masters* und *Virginia E. Johnson* über den weiblichen Orgasmus. Das Forschungsprojekt von *Masters* und *Johnson* befasste sich mit überaus komplizierten gesellschaftlichen, kulturellen, psychischen Strukturen und menschlichen Einstellungen. Derjenige Teil, über den am ausführlichsten berichtet worden ist, betraf die weibliche Sexualität, insbesondere die Orgasmusfähigkeit der Frau (*Marcus* 1979, 14).

Ludwig Wittgensteins Diktum (*Tractatus*, Satz 7) „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“, ist unvergessen. Das Nicht-Sprachliche resp. Vordersprachliche des Sexes entzieht sich weitgehend den Worten. Es gehört offenbar zur *Natur der Sache*, dass nur unzulänglich in Worte zu fassen und mitzuteilen ist, was auf eine unvergleichliche Weise leiblich erlebt und praktisch erfahren worden ist. Zumal die Möglichkeiten der Erfassung von Erleben und Sinn, wie auch die der Praktiken der Menschen per sozial vermittelter innerer Einschreibung und äußerer Normierung sich als eigentümlich präformiert und limitiert erweisen.

Hier könnte man bedenken, worauf *Heinrich Brinkmann* (1973) in seiner *Erinnerung an Hans Jürgen Krabl* hingewiesen hat, nämlich dass die zerstörte Sinnlichkeit der Menschen einhergehe mit ihrer Unfähigkeit zur Theoriebildung. Denn dort, wo die

Menschen blind gegen sich selbst sind, müsse auch die Theorie so sein, dass in sie nichts Begriffenes eingeht (*ibid.*, 4). Ohne begriffene Sinnlichkeit und den Gebrauch sinnlicher Begriffe, in unserem Fall: ohne begriffene sexuelle Erfahrung und Begriffe, die in der Lage sind, dieser Erfahrung auf angemessene Weise Ausdruck zu verleihen, wird es bei einer zukunftsweisenden, vernünftigen und sinnvollen Rede über die Sexualität jedoch nicht gehen. Zumal *begriffene Sinnlichkeit und sinnlicher Begriff* als die Bedingungen der Emanzipation anzusehen sind (*ibid.*, 10).

Aus unserer Sicht wären also insbesondere *sensible erlebnistheoretisch-phänomenologische Perspektiven* und überhaupt solche Theorietypen erfordert, die in der Lage sind, das Sexuelle erfahrungsgemäß zu thematisieren und multiperspektivisch zu reflektieren. Damit kämen zweifellos aparte wissenschafts- und erkenntnistheoretische Fragestellungen ins Spiel, die einerseits mit der Einzigartigkeit und Unvergleichlichkeit des individuellen leiblichen Erlebens umzugehen hätten und andererseits über die individuelle Perspektive hinaus einen klaren Blick auf die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglichen. *Heinrich Brinkmann* (1973) folgerte übrigens aus seinen Überlegungen, dass eine von dem gesellschaftlichen Durchschnitt abweichende Form der Sinnlichkeit mit den ihr eigenen Wahrnehmungsqualitäten zumindest die Chance gibt, Gesellschaft wiederum zu erfahren, indem durch die gesellschaftliche Ablehnung und Ächtung bestimmter Formen von Sinnlichkeit der gesellschaftliche Druck und der Zwang zur Abstraktion unmittelbar einsichtig wird⁶

1.4 Zur Vorläufigkeit und neuen Verfassung von Erkenntnis

Sprechen wir von einer weiteren Schwierigkeit! Wenn ich den Stand der gegenwärtigen erkenntniskritischen, geisteswissenschaftlichen Diskussion noch einigermaßen verstehe, dann im Hinblick auf die Erkenntnis, dass jede Rede, also auch die Rede über den Sex, Zeit und Raum unterliegt. Erkenntnisse, die wir gewinnen, sind dieser Ansicht zufolge stets Erkenntnisse auf Zeit, gewonnen in einem bestimmten, szenisch zu begreifenden historischen Kontext. Laut des Berichtes von *Jean-Francois Lyotard* (1986, 2009) über das *postmoderne Wissen* ist die Zeit der Vorstellung zeitüberdauernder, universell gültiger Erkenntnisse, die *Zeit der großen Metaerzählungen* mittlerweile am Ablaufen. *Volkmar Sigusch* (2007) wendet meines Erachtens völlig zu Recht ein, dass *Lyotard* die große Metaerzählung des Wandels übersehen hätte.

Stattdessen gibt zunehmend ein Denken der Vielheit und Heterogenität den Ton an. Es ist die Rede von einer *Heterotopie der Erfahrung* (*Chlada* 2005 sensu *Foucault*), einer *Vielstimmigkeit der Rede* (*Waldenfels* 1999), einer *Heteromorphie der Sprachspiele* (*Lyotard* 2009, 155). Es setzt sich die Idee eines *Polylogs* (*Petzold* 2002) durch, der nicht nur *das Andere der Vernunft* (*Böhme, Böhme* 1983), sondern auch das *Andere*

⁶ *Heinrich Brinkmann* (1973) reflektierte an dieser Stelle seiner *Erinnerung* an den viel zu früh verstorbenen *Hans Jürgen Krahl* – ohne dies explizit zu machen – u.a. auf dessen Lebensstil, insbesondere seine Bisexualität: *Hans Jürgen Krahl* fühlte sich sowohl von Männern als auch von Frauen angezogen.

(Lévinas 1989, 1999) und *Fremde* (Waldenfels 2006; 2008) anspricht, das sich seinem Begriff getreu konsequent der eigenen Erfahrung entzieht (vgl. *Schuch* 2011).

Lyotards (2009) Befund lief darauf hinaus, dass Argumentationen, die sogenannte Metapräskriptionen zum Gegenstand haben, sich als raum-zeitlich begrenzt erweisen. Sogar die eigentlich sympathisch wohlklingende, hierzulande geradezu salonfähig vorkommende Idee eines diskursiv gewonnenen Konsenses war ihm suspekt und hätte seiner Ansicht nach zur Disposition zu stehen. Denn *Lyotard* (2009) ging es nicht um Konsens, sondern um Gerechtigkeit. Ihm zufolge sollte der durch Diskurs gewonnene Konsens im Sinne von Gerechtigkeit von allen Diskursteilnehmern stets erreichbar und aufkündbar sein. Der zeitweilige Vertrag über sexuelle Angelegenheiten hätte deren permanente Institution zu ersetzen (vgl. *ibid.*, 155).

2. Historisch-kritische Perspektiven

An dieser Stelle könnten, sollten, ja müssten eigentlich schon die Wachhunde des Alltagsdenken anschlagen: Steht nicht gerade die Sexualität für die Vorstellung einer zeitlosen Natur? Spielt sich in ihr nicht letztlich eine über alle Zeiten gleiche, sozusagen allzumenschliche Menschennatur ab? Ist Sex denn nicht die natürlichste Sache der Welt? Oder, um es in einer anderen Variante mit *Herbert Marcuse* (1969) kultur- und sozialkritisch einzuklagen: Steht der Sex, frei nach *Freud*, nicht für die naturgegebene und damit unabweisbare Triebstruktur, die emanzipatorisch gegen die Geschichte aufgeboten und gegen repressive gesellschaftliche Konvention in Anschlag gebracht werden könnte? So zu fragen legt nahe, jeweils einen kurzen Blick auf Geschichte, einen historischen Blick auf den Begriff der Sexualität sowie den Begriff der Natur zu werfen.

2.1 Zur Problematisierung von Geschichte

Bei Überschreitung der Gewohnheiten des Alltagsdenkens, gerade durch die Berücksichtigung der Erkenntnisse der zeitgerechten Auffassung von Geschichtswissenschaft, müssen wir zuerst feststellen, dass unsere gewöhnliche Vorstellung von Geschichte selbst ein geschichtliches Phänomen darstellt. Mit anderen Worten: Im Laufe der Geschichte haben sich die Vorstellungen von Geschichte verändert. Dieses Geschichtliche von Geschichte wäre stets bei Ausführungen über Geschichte und geschichtlichen Ausführungen mitzubedenken.

Nach *Paul Ricœur* (1991), der wie kaum ein anderer den modernen Geschichtsbegriff beeinflusst hat, ist Geschichte eine gegenwärtige, schöpferische „Refiguration von Zeit“. Die Vorstellung einer „Wirklichkeit“ der Vergangenheit bleibt ihm zufolge abstrakt, solange sie nicht als komplexes Spiel sich wechselseitig bedingender Bedeutungen begriffen wird, das zwischen unseren auf die Zukunft gerichteten Erwartungen und unseren auf die Vergangenheit zielenden Interpretationen stattfindet (vgl. *ibid.*, 335). *Ricœur* plädierte zur Lösung des Problems dafür, Geschichte

stets als ein Projekt anzusehen und von dem Gedanken einer erst noch zu machenden Geschichte auszugehen, in der Absicht, dort die Dialektik von Vergangenheit und Zukunft sowie deren Ineinandergreifen in der Gegenwart wiederzufinden (vgl. *ibid.*, 334).

Nach *Maurice Merleau-Ponty* (1994) ist Geschichte weder eine Schöpfung „ex nihilo“, noch der einfache Reflex einer präexistenten Situation. Das grundlegende Problem bestehe „in der Beschreibung und Analyse des Sinnes, in dem die Ereignisse sich entwickeln, ohne daß man zuvor ein Bewußtsein davon gewonnen hätte“. Der historische Sinn sei „den Tatsachen immanent und in diese eingeschrieben: Darin beruht der Begriff der *Situation*“ (*ibid.*, 294f) – einer szenischen, raum-zeitlichen Struktur.

2.2 Besonderheiten der Geschichtsschreibung

Es gehört zu den zentralen Begründungen der *Geisteswissenschaft* als junger Wissenschaft (*Dilthey* 1883/2010), den historischen Wandel der Bedeutung von Begriffen in den Blick zu nehmen. Mit Sicht auf meine eigene Rezeptionsgeschichte denke ich hier an *Odo Marquards* Geschichte des philosophischen Begriffs Anthropologie (*Marquard* 1973), oder an *Reinhart Kosellecks* Ausführungen über die geschichtliche Zeiterfahrung, insbesondere den Wandel der Zukunftsvorstellungen des Menschen (*Koselleck* 1979), oder an *Richard van Dülmens* Ausführungen zur *Geschichte der Liebe* in der frühen Neuzeit (*van Dülmen* 1989), in der dieser deutlich machte, dass sich auch die Bedeutung der Liebe mit der Veränderung der ökonomischen Lebensverhältnisse geändert hat. Die geisteswissenschaftlichen Diskurse verweisen darauf, dass es mit der Zeit offenbar zunehmend an Bedeutung gewann, darzulegen, dass und wie sich im Lauf der Geschichte die geltenden theoretischen Modellvorstellungen auf der Grundlage ökonomischer, sozialer und kultureller Entwicklungen ändern. Auch die hier relevante Geschichtsschreibung der Sexualität ist in dieser Hinsicht einzuschließen.

Geschichtsschreibung ist immer eine Kreation der jeweiligen Gegenwart, realisiert jeweils geltende Ansichten und Interessen und wirkt sich wiederum auf diese aus (vgl. *Schuch* 2003). Hieraus ergeben sich erkenntnisleitende Perspektiven, Eingrenzungen und Ausgrenzungen samt darin eingeschlossenen Bewertungen.

Dies mag beispielsweise mit den Ausführungen von *Franz X. Eder* (2009) deutlich gemacht werden. *Eder* hatte unter dem bezeichnenden Titel *Kultur der Begierde* eine *Geschichte der Sexualität* verfasst. Ich konzentriere mich auf folgenden Aspekt: *Eder* verwies auf die Besonderheit, dass die Historiographie der Sexualität sich in den letzten Jahrzehnten *in direkter Interaktion* mit den gesellschaftlichen Sexualitätsdiskursen entwickelt hat. Insbesondere habe sie in den späten sechziger und siebziger Jahren die sexuelle Revolution mitvollzogen und gleichzeitig auf sie eingewirkt. Der Blickwinkel der sexuellen Befreiung habe vor allem das bürgerliche Sexualleben des

18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts als unterdrückt und unbefriedigend erscheinen lassen (vgl. *Eder* 2009, 21). Letzterer Befund lässt sich also nach *Eder* bezweifeln. Ihm soweit zustimmend sei meinerseits angemerkt, dass man wahrscheinlich den Dingen näherkommt, davon auszugehen, dass es zu allen Zeiten sozusagen einen Grundtatbestand sexueller Praktiken gibt, unterhalb, diesseits und jenseits der Diskurse, die zu ihrer Problematisierung aufgeboten werden. Dabei ist zu erwarten, dass jene von diesen zeitspezifisch eingefärbt sind, zumal die kulturell vermittelten Scham- und Peinlichkeitsschranken sich geschichtlich immer wieder verändert haben (vgl. *Duerr* 1988, 341). Wahrscheinlich bezogen sich die kritischen und einschränkenden Reden über den Sex im 19. Jahrhundert appellativ auf gleichwohl ausgeübte sexuelle Praktiken. Dafür spricht ein Blick in die Geschichtsschreibung. *Hans Peter Duerr* (1988, 1997), der sich in seinem „Kriegszug“ gegen den *Mythos vom Zivilisationsprozess* (*Elias* 1976) unter dem Stichwort *Der erotische Leib* detailliert mit dem Dekolleté der Frauen des 19. Jahrhunderts befasst hatte, sprach vom „angeblich so prüden“ 19. Jahrhundert (*Duerr* 1997, 84). Die normativ-restriktiven Reden, die viktorianische Logik, die dem Mann gewisse sexuelle Freiräume zugestand und die Frau ins Gefängnis der Ehe und der Zügelung fleischlicher Gelüste einsperrte (vgl. *Muchembled* 2008, 268), und die bis heute immer wieder aufgerufenen strengen Normen wurden ohnehin am Ende des Jahrhunderts durch eine Art „sexueller Anarchie“ infrage gestellt (*ibid.*). Nach *Steven Marcus* (1979), der sich unter dem Titel *Umkehrung der Moral* mit Sexualität und Pornographie im viktorianischen England befasst hatte, fand die Pornographie Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt (vgl. *ibid.*, 240). Darauf verweisen auch Untersuchungen über den sittlichen Verfall der Bourgeoisie im Hinblick auf die Pornographie (vgl. *Aron, Kempf* 1982) sowie nicht zuletzt zahlreiche deftige pornographische Zeugnisse jener Zeit (z.B. *Walter* 2009).⁷

2.3 Zur Genealogie der Sexualität

Michel Foucault (1977) hatte für den Beginn des 18. Jahrhunderts eine Zunahme, ständige Erweiterung und immer höhere Bewertung der Diskurse über den Sex behauptet. Er sprach von einer „diskursiven Gärung“ (*ibid.*, 28). *Foucaults* Darlegungen zufolge wurde die Sexualität erst Anfang des 18. Jahrhunderts explizites Thema. Der Ausdruck „Sexualität“ sei ziemlich spät aufgetaucht, am Anfang des 19. Jahrhunderts (*Foucault* 1986a, 9). Der Begriff der Sexualität hätte demnach eine relativ kurze Geschichte. *Foucault* (1978) stellte lapidar fest: „Eine Sexualität hat man seit dem 18. Jahrhundert, seit dem 19. ein Geschlecht. – Vorher hatte man zweifellos ein Fleisch“ (*ibid.*, 145). *Foucault* (1978) hatte mit seinen den Sex betreffenden Diskursanalysen darauf hingewiesen, zu welchen Zeiten und in welchen Kontexten die Sexualität explizit zum Thema bzw., wie er das nannte, problematisiert wurde, wie,

⁷ Zur Pornographie die anregenden Ausführungen der Feministin *Drucilla Cornell* (1997): Die Versuchung der Pornographie.

wann und warum bestimmte Verhaltensweisen, Erscheinungen, Prozesse zum Problem wurden (*Foucault* 1996, 178). Das meint, von Sexualität als einer historisch besonderen Erfahrung zu sprechen, die die Individuen dazu gebracht hatte, sich als Subjekte einer Sexualität anzuerkennen (*idem* 1986a, 10).

Die Historikerin *Lyndal Roper* (1995) machte indessen die von *Foucault* beschriebene Ambivalenz sexueller Regulative bereits lange vor dem 18. Jahrhundert aus (*ibid.*, 23). Dafür sprechen auch die Befunde von *Hans Peter Duerr* (1988).

Der Sexualforscher *Volkmar Sigusch* (2005) hatte u.a. die Eingrenzungen und Ausgrenzungen, die zu unserem heutigen Begriff von Sexualität geführt haben, hervorgehoben. So hätte die Herausnahme der reproduktiven aus der sexuellen Sphäre so etwas wie eine zweite kulturelle Geburt der Sexualität dargestellt: die Geburt einer scheinbar eigentlichen, „reinen“ Sexualität (*ibid.*, 30). Sexualität als ein Abgegrenztes und Allgemeines gibt es seinen Studien zufolge erst ab dem 19. Jahrhundert (*idem* 2007, 3).

2.4 Soziologische Perspektiven

Die explizite Thematisierung der Sexualität wurde seit dem 20. Jahrhundert durch die junge Wissenschaft der Soziologie in einen historisch-sozialen Kontext gestellt. Ausdifferenzierung und Bedeutungswandel des Intimverhaltens wurden regelmäßig gesellschaftsstrukturell begründet und insbesondere als Folge der Veränderung sozialer Lebensverhältnisse dargestellt. Für den Systemtheoretiker *Niklas Luhmann* (1982) war im Rahmen seiner Theorie der funktionalen Differenzierung kennzeichnend, dass die Sexualität aus sonstigen Lebensbereichen ausdifferenziert wurde. *Luhmann* führte das auf die Veränderung der Lebensverhältnisse zurück: So hätten die kommunalen Lebensverhältnisse älterer Gesellschaftsordnungen nur wenig Raum für Intimbeziehungen geboten (vgl. *Luhmann* 1982, 197). Diese Verhältnisse hätten sich im Laufe der Zeit weiterentwickelt und gründlich verändert, wodurch die Intimbeziehungen einen anderen Stellenwert im Bewusstsein der Menschen annehmen konnten und sich neue emanzipative Möglichkeiten eröffneten. „Mehr Intimität heißt dann auch: mehr Freiheit“ (*ibid.*, 140, Anm. 10).

Richard Sennett (2008), in dieser Hinsicht m.E. kulturkritischer als *Luhmann*, machte für diese Entwicklung bestimmte kulturelle, die Gesellschaftsstruktur betreffende Änderungen verantwortlich: insbesondere Bedeutungsverlust und Auflösung äußerer Ordnung und die dadurch hervorgerufene Promovierung und Entgrenzung persönlicher Sichtweisen.

Sennetts Argument: Wenn die Menschen mit Unpersönlichem umgehen, als wäre es etwas Persönliches, verliert die Welt intimer Empfindungen alle Grenzen: „sie wird nicht mehr von einer öffentlichen Welt begrenzt, die eine Art Gegengewicht zur Intimität darstellen würde“ (*ibid.*, 27). *Sennett* vertritt die Ansicht, dass sich die De-

formation nirgends „deutlicher gezeigt (habe) als im intimsten Erlebnissbereich überhaupt: bei der körperlichen Liebe“ (*ibid.*, 28). Die körperliche Liebe erscheint nicht mehr als Erotik, sondern als Sexualität (vgl. *ibid.*).

Steven Marcus (1979) verfolgte einen strukturell ähnlichen Gedankengang. Er führte die Entfaltung der Pornographie im 19. Jahrhundert auf das Wachstum der Städte, der Herausbildung einer städtischen Gemeinschaft und eines Publikums von gebildeten Lesern zurück. Jene gesellschaftlichen Kräfte, die den Aufstieg des Romans und die Erweiterung seines Publikums begünstigten, hätten auch die Karriere der Pornographie gefördert. Durch die Ausdifferenzierung eines privaten Lebensbereichs seien Roman und Pornographie sowohl Ausdruck der Bedürfnisse, die in der Privatsphäre ihre Wurzeln haben, als auch eine Antwort darauf. Die Pornographie sei eine verrückte Parodie auf diese Situation: Keine Erfahrung ist privater oder einsamer als die, die von der Pornographie handelt (vgl. *Marcus* 1979, 239).

Die Erosion traditioneller äußerer Strukturen hatte zweifellos weitreichende Folgen. Sie führte nicht nur zu einem Verlust an äußerer Orientierung und Halt, sondern wirkte sich auch auf die Strukturierung des Inneren des Individuums aus. Das Individuum war dadurch zunehmend auf sich allein gestellt, mit gänzlich neuen Aufgaben konfrontiert, für die es nicht gut gerüstet war und von außen wenig Hilfe erfuhr.

2.5 Diskurse

2.5.1 Überwachung

Jean-Paul Aron und *Roger Kempf* (1982) waren in ihren Essays über den sittlichen Verfall der Bourgeoisie zu der Ansicht gekommen, dass zu Beginn des 18. Jahrhunderts sich im Abendland mit bis dahin unbekanntem Worten ein „Flüstern an den Leib“ gerichtet hätte. Es sei fortan nicht mehr um *Seelenheil* gegangen, sondern nur noch um den *Anstand* (*Aron, Kempf* 1982, 7). So hätte sich eine bürokratisch institutionalisierte Überwachung der Gesundheit entwickelt, deren argwöhnische Aufsicht die häusliche Intimität, das kollektive Leben und die Struktur der Umwelt zu erfassen versuchte. Unterstützt von Polizei und Justiz hätte die Gesundheitspflege an der Normalisierung gearbeitet. Im Namen des allgemeinen Interesses hätte sich Aufmerksamkeit auf die Sodomie, die Wollust der Perversen gerichtet (*ibid.*, 8f). *Foucault* (1977) hatte schon vorher von eingreifenden Maßnahmen und regulierenden Kontrollen, von einer Bio-Politik der Bevölkerung gesprochen (vgl. *ibid.*, 166). Die Überwachung löste ihrerseits bemerkenswerte Prozesse aus. Sie schuf geradezu die Rede über den Gegenstand, gegen den sie aufgeboten wurde: *Foucault* (1977) sah das Hervortreten des Sexes als Effekt einer Stimulierung, in der Lüste und Heimlichkeiten sich im Netz minutiöser Beobachtung und Aufzeichnung verfangen (vgl. *Schäfer, Vogl* 1998, 217). Allenfalls hätten die neuen „Regeln des Anstandes die Worte gefiltert: Polizei der Aussagen“ (*Foucault* 1977, 27).

Nach *Jacques Attali* (1981), dessen provokative Thesen über *die Kannibalische Ord-*

nung einer kritischen Diskussion bedürfen, schließt die Überwachung die Messung einer Abweichung von der Normalität, eine Denunziation des Übels ein. Wo Überwachung stattfindet, bilde sich ein neues Übel heraus. Nach *Attalis* Gedankenführung war bisher das Normale fließend, intuitiv, subjektiv. Jetzt aber würde es quantitativ, deduktiv, objektiv – mit einer fatalen, totalisierenden Tendenz: Ist das Normalprofil des Lebens erst einmal in die Deutung der Protokolle eingegangen, mit denen sich die Individuen selbst überwachen, so bestimmt es das Übel als Abweichung von den Verhaltensnormen in den Bereichen Ernährung, Arbeit, Sexualität sowie als Abweichung von den physiologischen oder genetischen Normen (*Attali* 1981, 245f).

2.5.2 *Normal und anormal*

Die Idee der Normalität ist von Anfang an konstitutiver Bestandteil der Rede über den Sex. Normalisierung ist *Bernhard Waldenfels* (2008) zufolge „eine besondere Weise, mit dem Fremden fertig zu werden“ (*Waldenfels* 2008, 9). *Waldenfels* unterschied eine schwächere, auch harmlosere und eine stärkere, durchgreifendere Variante der Normalisierung. Die stärkere Variante besagt, „daß die Normalisierung auf gewisse Weise hervorbringt, was sie normalisiert“ (*ibid.*, 11).

Michel Foucault (1978) hatte eine Geschichte der Grenzziehungen skizziert, die sich auf dem Feld der Sexualität vollzogen haben, z.B. im Hinblick auf erlaubte und verbotene Sexualität, normale und abnormale Sexualität, die Sexualität der Frauen und die der Männer, die der Erwachsenen und die der Kinder (vgl. *ibid.*, 106). Wenn man *Foucault* (2003) darin folgen will, dann verlief die historische Problematisierung des Sex insbesondere über die Differenzierung in *normal* und *anormal*. *Foucault* hatte in seinen Vorlesungen am *Collège de France* (1974 – 1975), anhand der Analyse von Gerichtsakten und Erziehungsliteratur dargelegt, wie im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein neuer Machttypus, die von ihm so genannte „Normalisierungsmacht“, samt der Diskriminierungskategorie der „Anormalität“ historisch entstanden sei. Als *anormal* wurden auf den ersten Blick heterogene Elemente eingeordnet: Menschenmonster, Onanisten, Unverbesserliche. *Foucault* skizzierte den Zusammenhang dieser Ordnung mit dem Blick auf „psychiatrisch-gerichtliche“ und „psychiatrisch-familiäre“ Machtpraktiken: Psychiatrisch-gerichtlich sei das „psychologisch-ethische Doppel“ des Delikts entstanden, das die Zustände und die Geschichte, die zur Tat geführt hatten, in den Mittelpunkt stellte, und das es erlaubte, das Gefährliche der monströsen Verbrecher als etwas zu begreifen, das sich in allen Individuen findet und deshalb bei allen kontrolliert werden muss: der Trieb. Die Erfindung des Triebes ermöglichte, Wahnsinn und Verbrechen mit Sexualität zu verknüpfen und Monster und Onanisten einer Kategorie zu subsumieren. Psychiatrisch-familiär sei es im Kontext der Durchsetzung der räumlich beengt lebenden, bürgerlichen Kleinfamilie zur Onanieverfolgung gekommen, in der sich Eltern um die Betten ihrer Kinder versammelten, nächstens deren Hände und Genitalien inspizierten, um sie vor der Onanie zu bewahren. Die körperliche Nähe

der zusammengedrängten Kleinfamilie habe den Inzest erst zum Thema werden lassen. *Foucault* (1976) datierte die Kontrolle der Masturbation in Europa kaum eher als ins 18. Jahrhundert. „Plötzlich erscheint ein Panik-Thema, eine entsetzliche Krankheit entsteht in der westlichen Welt: die Jugendlichen masturbieren“ (*ibid.*, 106)⁸. *Foucault* hatte sich in diesem Kontext die *Freudsche* Inzesttheorie vorgenommen: Sie diene der moralischen Entlastung der am Sex der Kinder interessierten Eltern, weil sie die Verführungsaktivität den sexuellen Phantasien der Kinder zuschreibe.

Diese Entwicklung hatte weitreichende Konsequenzen: *Foucault* unterstellte z.B., dass durch die plötzlich wichtig und geheimnisvoll gewordene infantile Sexualität hindurch ein Netz der Macht über die Kindheit aufgebaut werden sollte: Am Kreuzungspunkt von Seele und Körper, von Gesundheit und Moral, von Erziehung und Abrichtung sei der Sex der Kinder sowohl zu einer Zielscheibe als auch zu einem Machtinstrument geworden. Die Sexualität der Kinder wurde zum Gegenstand besorgter Aufmerksamkeit und dadurch erst zu einer heiklen, gefährlichen und einer ständigen Überwachung bedürftigen Angelegenheit.

Dies scheint bis heute zu gelten: Eine aktuelle Linie von Normalisierungseinpflanzung wird heutzutage z.B. dadurch gezogen, dass das Thema Sexualität schon in Kindergärten und Schulen als Warnung vor *Missbrauch* eingeführt wird. In der Schule ist *sexueller Missbrauch* geradezu zum thematischen Leitmotiv der didaktischen Annäherung an das Thema *Sexualität* geworden. Insbesondere scheint es heutzutage nichts Dringenderes zu geben, als vor *sexuellem Missbrauch* von Kindern durch Männer zu warnen. Von dem Missbrauch von Kindern durch Frauen ist seltsamerweise dagegen kaum irgendwann die Rede. *Günter Amend* (2010) machte kürzlich auf die doppelte Folge aufmerksam, dass zum Kreis der Opfer nicht nur Kinder und Jugendliche zählen, denen gegen ihren Willen unter Einsatz überlegener Erwachsenenmacht sexuelle Beziehungen aufgezwungen werden, sondern auch die Kinder und Jugendlichen, deren Entwicklung von sexuellen Tabus und Ängsten der Erwachsenen gehemmt wird, die in einem Klima der Prüderie und emotionalen Verarmung aufwachsen (vgl. *Amend* 2010, 1172).

Die theoretische Verknüpfung von Sexualität und Wahnsinn mit Gewalttaten, die erst das *Delikt* kreierte, verschafft nicht nur bis in unsere Tage, täglich medial lanciert, angstlüsternen, schauerhaft abscheulichen Nervenkitzel, sondern sie zeichnet auch machtvoll die Linien des Erlaubten und Unerlaubten in den Alltag. Sie ist Teil einer diskursiv permanent vorangetriebenen Normalisierungsmacht. Normalisierung wirkt epidemisch und infiziert alle Lebensbereiche. *Arno Gruen* (1987) hatte den „Wahnsinn der Normalität“ problematisiert: Denen, die sich von ihren menschlichen Wurzeln getrennt hätten, würde Normalität bescheinigt, während jene, die den Verlust menschlicher Werte nicht ertragen als verrückt hingestellt würden (vgl. *ibid.*, 10).

⁸ *Thomas Laqueur* (2008) hat eine hochinteressante *Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung* verfasst.

Normalisierung spielt sich auf sämtlichen szenischen Strukturniveaus ab. *Jürgen Link* (1998) diagnostizierte aus soziologischer Perspektive in seinem großartigen begriffsgeschichtlichen Abriss *Versuch über den Normalismus* die problematische Tendenz einer Totalisierung des Normalismus-Konzepts, insbesondere, Normalität zu einem interdiskursiven, allgemein-kulturellen Wertbegriff zu promovieren (*Link* 1998, 407). *Link* selbst sprach sich übrigens für einen flexiblen Normalismus aus, der sozusagen ein *Leben in Kurvenlandschaften* ermöglicht. *Waldenfels* (2008) sah der Normalisierung „allerdings Grenzen gesetzt“ (*ibid.*, 12). Die Frage nach den *Grenzen der Normalisierung*, die inmitten des Normalisierungsgeschehens aufbricht, verbindet sich ihm zufolge unmittelbar mit der Frage nach dem Fremden“ (*ibid.*, 13).

2.5.4 Diskurswirkungen

Diskurse – dies lehrt die Rezeption *Foucaults* - sind stets vielschichtig und mehrdeutig. Dies gilt insbesondere auch für ihre Wirkungen. Die Ambivalenz ist offenkundig: Falls damals jemals einer glaubte, durch die Problematisierung der Sexualität als Sünde, wie sie kirchlicherseits erfolgte, diese damit zu bannen, sie zu unterdrücken oder wenigstens unter Kontrolle bringen und regulieren zu können, sah sich in der Folge mit dem Gegenteil konfrontiert. Die Sexualität füllte alsbald epidemisch das Denken der Menschen. Der Sex war verbal allgegenwärtig.

Lyndal Roper (1995) verwies mit Bezug auf *Foucault* darauf, dass Regeln zu erfinden nicht schon bedeutet, „daß damit auch Konformität gewährleistet ist. Verhaltensrestriktionen können (...) ihre eigenen Zwänge und Überschreitungsmöglichkeiten sogar bei ihren Verfechtern selbst entfalten“ (*Roper* 1995, 20). Solche Wirkung stellte sie z.B. mit dem Blick auf die farbige Rhetorik der prüden Predigten protestantischer Geistlicher wider das Übel des Tanzes und die erotischen Versuchungen durch das Berühren beim Tanz fest: Das Tanzen wurde sexualisiert (vgl. *ibid.*, 20f).

Foucault (1977) hatte die Dynamik benannt: Dadurch, dass der Sex problematisiert und zu einem beunruhigenden Geheimnis promoviert wurde, hätte sich regelrecht eine *Mechanik der Anreize* herausgebildet, eine grenzenlos wuchernde Ökonomie der Diskurse über den Sex, eine Aufforderung, das Geheimnis zu lüften und permanent über ihn zu reden (vgl. *ibid.*, 49). Der Sex wurde alsdann zu einer Sache des Redens. Sex sollte zum privilegierten Inhalt von Geständnisritualen werden, wie zuerst im Rituale der Beichte und später der Psychoanalyse.

Die Wirkung der Diskurse ist, wie gesagt, stets schillernd und ambivalent: *Jean-Paul Aron* und *Roger Kempf* (1982) berichteten von der von Abscheu begleiteten Neugier der viktorianischen Gesellschaft im Hinblick auf perverse sexuelle Praktiken: „Die Feder, die sich aufrichtet, um das Dunkel zu durchsuchen, liefert den Schreiber dem Sumpf aus, zu dessen Bereinigung er angetreten war“ (*Aron, Kempf* 1982, 35).

Das mag bis heute gelten: Öffnen nicht die aktuellen, affektiv und moralinsauer

hoch aufgeladenen Diskurse über Übergriff, Missbrauch, sexuelle Gewalt und Traumatisierung Tür und Tor für das lüstern-schauernde Phantasieren über unanständige Varianten sexueller Praktiken? Man muss nicht die *Balintsche* Gedankenfigur der „Angstlust“ (*thrill*) (*Balint* 1959) kreativ umdeuten, um auf die Bedeutung des Schauders bei der skandalisierenden Vorstellung des sittlich Unvorstellbaren zu kommen.

2.5.5 *Einschreibungen*

Spätestens seit *Jacques Derridas* Impressionen zu *Freud* „Dem Archiv verschrieben“ (1997) können wir nicht mehr die diskreten Einschreibungen der Diskurse vernachlässigen. Das heißt, uns ist aufgegeben, die den Diskursen über den Sex eingeschriebenen Kommentare mitzubedenken. Es handelt sich dabei meist um normativ-restriktive Kommentare, um Präskriptionen, die, mutuelle Zustimmung heischend und sozusagen vorseilenden Gehorsam bewirkend, bestimmte sittliche Perspektiven und Orientierungen und nicht zuletzt eine Formierung der Rede über den Sex einpflegen und damit einflussreich eine bestimmte Richtung vorgeben sollen. Die eingeschriebenen Kommentare sind ebenso diskret wie normativ. Ihre Wirkung ist hermetisierend und insofern fatal: Sie verdecken nicht nur den Blick auf das durch sie subtil Verurteilte und Tabuierte, sondern sind durch ihre latent pejorative Ausrichtung geeignet, auch das öffentlich geäußerte Argument an den Pranger zu stellen, dass man über Sexualität auch noch ganz anderes reden könnte, als sie es nahelegen. Im Ergebnis versuchen sie vergessen zu machen, dass über Sexualität schon ganz anders geredet wurde und sie verschließen den Blick davor, dass voraussichtlich künftig über Sexualität auch wieder ganz anders geredet werden wird. Denn die Prozesse der Eingrenzung und Ausgrenzung samt den damit gewonnenen Erkenntnissen und verbundenen Bewertungen sind bis heute keineswegs abgeschlossen oder wenigstens zur Ruhe gekommen. Seitdem von unserer Sexualität als ein Abgegrenztes und Allgemeines die Rede ist, haben sich die Vorstellungen von natürlicher und widernatürlicher, von normaler und abnormer, von gesunder und kranker Sexualität ständig verändert (vgl. *Sigusch* 2007, 3). Mit dem Blick auf solche Veränderungen verkündete *Gabor Steingart* (2011) lauthals und etwas voreilig *Das Ende der Normalität*.

3. Sex, Macht und Gewalt

3.1 Macht

Foucaults hervorragendes, durchgängiges Thema war das Phänomen der Macht. Er widersprach der landläufigen Auffassung, dass Macht etwas sei, was man erwerben, wegnehmen, teilen, bewahren oder verlieren könne. Macht ist für ihn keine Entität, sondern etwas, „was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht“ (*Foucault* 1977, 115). Im Gegensatz zur konventionellen Sicht, die Macht „oben“ sozial verortet, kommt Macht nach *Foucault* häufig

„von unten“. Machtbeziehungen verhalten sich ihm zufolge zu anderen Typen von Verhältnissen - er nennt z.B. ökonomische Prozesse, Erkenntnisrelationen, sexuelle Beziehungen - nicht als etwas Äußeres, sondern sind diesen Verhältnissen immanent. *Foucault* spricht vom „strikt relationalen Charakter der Machtverhältnisse“ (*ibid.*, 117) und deshalb von der „Allgegenwart der Macht“ (*ibid.*, 114). Macht ist überall, nicht, weil sie alles umfasst, sondern, weil sie von überall kommt. Machtverhältnisse sind differentielle Verhältnisse, die die Singularitäten (Affektionen) bestimmen. Machtverhältnisse durchziehen sogar das „Körperinnere“ (*idem* 1978, 104).⁹

Auch hier kam er zu einer, dem konventionellen Denken widerstrebenden Ansicht. *Foucault* widerspricht der *Freudschen* Repressionshypothese. Er sieht die Sexualität nicht als Triebkraft, die der Macht von Natur aus widerspenstig, fremd und unfügung gegenübersteht - einer Macht, die sich darin erschöpft, die Sexualität unterwerfen zu wollen, ohne sie gänzlich meistern zu können. Sexualität erscheint ihm vielmehr als ein „besonders dichter Durchgangspunkt für Machtbeziehungen“ (*Foucault* 1977, 125): Zwischen Männern und Frauen, Jungen und Alten, Eltern und Nachkommenschaft, zwischen Erziehern und Zöglingen, zwischen Priestern und Laien, zwischen Verwaltungen und Bevölkerungen - wir könnten hinzufügen, zwischen Psychotherapeuten und Patienten. Ihm zufolge fürchtet Macht nicht Sexualität, sondern wirkt durch sie.

Foucaults Theorie der Machtverhältnisse kehrt die landläufige Sicht auf Institutionen und Staat um: Institutionen sind nicht Ursprung und Erklärung von Macht. Für ihn sind sie lediglich Praktiken, operative Mechanismen, die Macht voraussetzen und fixieren. Es „gibt“ nicht den Staat, sondern eine Durchstaatlichung (*étatisation*). Denn das Beherrschen (*gouvernement*) geht dem Staat voraus. Mit Beherrschen meinte er die Fähigkeit des Affizierens in all ihren Aspekten, wie das Beherrschen von Kindern, Seelen, Kranken, Familien etc. (vgl. *Deleuze* 1987, 106).

Pierre Bourdieu (2005), hatte - *wie eine Frau redend* - die männliche Herrschaft einfach als Paradigma aller Herrschaft ausgegeben. Er sprach von symbolischer Herrschaft, wenn der Beherrschte „dazu tendiert, sich selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt einzunehmen“ (*ibid.*, 202). Die Besonderheit der symbolischen Herrschaft sah er darin, „daß sie nicht mit den wahrnehmbaren Geschlechtsmerkmalen, sondern mit der Sexualpraxis zusammenhängt“ (*ibid.*, 203). *Robert William*

⁹ Sensus *Foucault* bildet das Thema der Macht einen wichtigen Gesichtspunkt in der Integrativen Therapie: *Petzold, H.G.* (2009d): „Macht“, „Supervisorenmacht“ und „potentialorientiertes Engagement“. Überlegungen zu vermiedenen Themen im Feld der Supervision und Therapie verbunden mit einem Plädoyer für eine Kultur „transversaler und säkular-melioristischer Verantwortung“. Bei www.FPI-publikationen.de/materialien.htm - - *Supervision: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* – 4, 2009. <http://www.fpi-publikation.de/supervision/alle-ausgaben/04-2009-2009d-petzold-h-g-macht-supervisorenmacht-und-potentialorientiertes-engagement.html> *Haessig, H., Petzold, H. G.* (2009): *Transversale MACHT in der Supervision - integrative und differentielle Perspektiven*. Mit einem Geleitwort von Hilarion G. Petzold. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm *Supervision: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - Jg. 2009.

Connell (1999) hatte – *noch als Mann* - von *Hegemonialer Männlichkeit* gesprochen. Er bezeichnete damit die temporal und kulturell maßgeblichen Deutungsmuster von Männlichkeit zur Legitimation der gesellschaftlichen Machtstellung von Männern. Simon Blackburn (2008) hatte auf einer tieferen Strukturebene einen Verständnissvorschlag unterbreitet: Sex verschlimmere nur noch das Schamgefühl und löst entweder den Wunsch aus, den Standpunkt des Anderen abzuschaffen, was sich im Sadismus äußere, oder aber der Erniedrigung zu entgehen, indem man sich von Anfang an als Objekt präsentiert und es sich gefallen lässt, für den Anderen nichts weiter als Fleisch zu sein, was zum Masochismus führe. Beide Varianten seien jedoch gleichermaßen zum Scheitern verurteilt, denn beide bringen eine widersprüchliche Kombination von Wünschen mit sich, den Wunsch nach Freiheit und den Wunsch nach Kontrolle. Der Wunsch, den subjektiven Standpunkt des anderen zu übernehmen, sei in der Praxis der Wunsch, diesen Standpunkt abzuschaffen, den Anderen völlig auszulöschen (vgl. Blackburn 2008, 132). Foucault hatte, wie bereits erwähnt, im Sadomasochismus eine spezielle Quelle von Erkenntnis gesehen (vgl. Eribon 1991; Miller 1995). Corinne Maier (2007) kam in ihrem auf Jacques Lacan bezogenen Essay über *die Entdeckung des Begehrens* auch auf den *Marquis de Sade* zu sprechen, der Ende des 18. Jahrhunderts den revolutionären Franzosen eine *Demokratie der Wollust* propagiert hatte. Für Maier eröffneten sich mit diesem Projekt allerdings nur schreckliche Aussichten. Sie hielt das Recht auf Lust für einen störenden Zusatz, der den universellen Geltungsbereich der Menschenrechte, in den es sich einfügen möchte, vollkommen aus den Angeln heben würde. (*ibid.*, 153 f).

3.2 Gewalt

Steven Pinker (2011) hatte unter dem Titel *Gewalt* „eine neue Geschichte der Menschheit“ vorgelegt. Er sah Gewalt als ein historisches Phänomen und vertrat aufgrund seiner Ansichten und Studien die Auffassung, dass Gewalt im Laufe der Zeit abgenommen hätte. Byung-Chul Han (2011) kam in seiner *Topologie der Gewalt* zu einem anderen Befund. Er sah Gewalt als etwas, das immer da ist, und notierte lediglich eine Veränderung im Hinblick auf den zunehmend strukturellen Charakter der Gewalt in der postmodernen Gesellschaft. Han kam auf eine fatale Tendenz: „Die Geschichte der Gewalt vollendet sich in diesem In-Eins-Fallen von Täter und Opfer, von Herr und Knecht, von Freiheit und Gewalt“ (*ibid.*, 167). Gewalt ist zweifellos ein menschliches Grundproblem. Offenkundig sind völlig normale Menschen unter dem Einfluss von entsprechenden Rahmenbedingungen zu entsetzlichen Brutalitäten fähig (Günter 2011, 151). Was ist reizvoll an Gewalt? Wenn man den interessanten Ausführungen von Eugen Sorg (2011) über den Jugoslawienkrieg folgt, dann ist es die Versuchung der Gottähnlichkeit, die Verlockung, den anderen zu erniedrigen oder gar auszulöschen, Teil der allgemeinen menschlichen Situation, die jeden Einzelnen immer wieder vor die moralische Wahl stellt, zwischen der Maßlosigkeit seines Begehrens und den Forderungen der Zivilisation zu unterscheiden (Sorg 2011, 35

f). *Bill Buford* (1992) behauptete in seiner Reportage über *Hooligans*, Gewalt sei einfach geil. So, wie er es eindrucksvoll dargestellt hat, sind viele Menschen, vorwiegend aber Männer, geil auf Gewalt. Praktizierte sexuelle Gewalt, insbesondere Vergewaltigung und Sexualmord, ist überwiegend ein Problem von Männern (*Lempert, Oelemann* 1995). Dies ist eindeutig empirisch belegbar. *Rolf Pohl* (2004) hat die Gewalttätigkeit von Männern gegenüber Frauen als Folge der *Angst vor Frauen* umfangreich psychoanalysiert – und damit nur auf einen Aspekt hingewiesen. Gewalt ist dennoch nicht allein ein Thema von Männern. Auch wenn körperliche Gewalt noch immer vor allem ein männliches Phänomen darstellt, haben Frauen in den letzten 20 Jahren bei Gewaltdelikten prozentual deutlich und konstant im Vergleich zu männlichen Gewalttätern zugelegt. Form und Intensität der Gewaltausübung von Mädchen und jungen Frauen sind im Begriff, sich denen männlicher Gewalt anzugleichen (*Günter* 2011, 139). *Sex und Gewalt* sind auch weibliche Themen: *Isabelle Azoulay* (1996) fand in den sexuellen Phantasien von Frauen gewaltvolle *phantastische Abgründe* vor. Die weibliche Phantasie bediene *zielstrebig, großzügig und nicht zimperlich gewaltgeladene Bilder*. Sie analysierte diese als Ausdruck der Intensität des weiblichen Begehrens. Ist Gewalt also nur ein Problem der Männlichkeit – wie essentialistisch behauptet wird? Liegen Sexualität und Gewalt etwa nur beim Mann nah beieinander? Etwa, sich der Frau gewaltsam zu bemächtigen, in sie einzudringen, ein kaptatives, possessives, dominantes Verhältnis zu ihr zu begründen? Die Neurobiologie hat Anzeichen dafür ermittelt, dass Aggression und Sexualität in benachbarten Hirnarealen beheimatet sind – dies dürfte für Männer *und* Frauen gelten. *Hilarion G. Petzold* (2003b) hatte in einem Essay über *Aggression* darauf hingewiesen, dass psychophysiologische, biopsychologische, neurowissenschaftliche Perspektiven in einer modernen Theoriebildung zur Aggression nicht unberücksichtigt bleiben können, aber die komplexen Phänomene niemals allein hinreichend erklären werden können (*ibid.*, 12). Wollen wir also dem Biologismus entgehen, hätten wir die Perspektive zu erweitern.

3.3 Zwischenleiblichkeit und Radikalität

Meine folgenden Ausführungen mögen in diesem Zusammenhang für einige ziemlich fatal klingen, weil sie die Aufmerksamkeit auf den ersten Blick in die falsche Richtung zu lenken scheinen und bewusste, sittlich hochstehende Handlungsmöglichkeiten einzuschränken bereit sind: *Zwischenleiblichkeit* wird in der Regel in der frühen Mutterbeziehung gelernt. Hierdurch ist der Sex immer auch durchzogen von Strukturen des frühen Beziehungserlebens und –verhaltens, die schließlich maßgeblich werden für die Erlebnisqualität, Perspektive und Praktiken der sexuellen Beziehung. Hierbei ist unter dem Gesichtspunkt der *Macht* zu bedenken, worauf *Jacques Lacan* (2003) zu sprechen kam: „Die Allmacht, um die es geht, ist die der Mutter“ (*ibid.*, 79). Die Tatsache, dass die Mutter, die in einer triangulären Welt lebt, nach ihrem Belieben anwesend oder abwesend sein, sich dem Kind zuwenden oder versagen kann, macht sie für das werdende Subjekt zu einer realen Macht (*ibid.*, 78;

vgl. Müller-Pozzi 2012, 72f). Lacan (2003): „Was bis dahin auf der Ebene der ersten Konnotation Anwesenheit-Abwesenheit angesiedelt war, wechselt auf einen Schlag in ein anderes Register und wird zu etwas, das sich verweigern kann und alles innehat, wonach das Subjekt ein Bedürfnis haben kann“ (*ibid.*, 79).

Mit dem Blick auf die sexuell realisierten Strukturniveaus spielt die Bindungskraft früher pathologischer Beziehungserfahrungen sicher eine ausschlaggebende Rolle bei intimen Gewaltausbrüchen, insbesondere in Fällen so wahrgenommener, sexueller Zurückweisung, Enttäuschung, Erniedrigung, Misshandlung. Durch den regressiven Gehalt der in der Sexualität realisierten Strukturniveaus kann es leicht zu Oszillationen kommen, von einem intensiven, wunschgetriebenen, entdifferenzierenden, Grenzen auflösenden, lustvollen Bereich zu einem anderen, in dem Aggression, Possessivität und Gewalt Platz greifen. Unter Berücksichtigung der Radikalität des drängenden Wunsches, in der Sexualität den anderen zu erobern, ihn ausschließlich zu besitzen, ihm Grenzen auflösend nahezukommen, dabei die Differenzierung des eigenen Erlebens und das Erleben der Differenz aufzuheben, zugunsten einer umfassenden, überwältigenden Ganzhorizont-Erfahrung, könnte man vielleicht sogar erstaunlich finden, wie wenig in der Sexualität die Grenzen zur Gewalt tatsächlich überschritten werden.

Sex, Macht und Gewalt lassen sich sprachlich leicht auf eine Reihe bringen. Eine solche glatt von der Zunge gehende Reihung, die zudem dem gegenwärtigen ideologischen Mainstream konveniert, ist allerdings gut geeignet, die nötigen Präzisierungen, Differenzierungen und erkenntniskritischen Problematisierungen nicht nur auszulassen, sondern auch nicht zu diesen hinzuzuführen. Präzisierungen und Differenzierungen wären indessen nötig, um das Problemfeld noch einigermaßen angemessen zu begreifen. Wir stehen hier noch mit vielem am Anfang. Zumal die Auslassungen mittlerweile sowohl Fragedefizite als auch Erkenntnisstaus samt Strukturregressionen der Theoriebildung bewirkt haben. In der Folge feiert das triviale, verharmlosende Denken fröhlich Urständ und sättigt die Diskurse mit gefälligen Klischees. So mag es dann weiterhin glatt heißen, dass Männer „nach außen“ und Frauen „nach innen“ erzogen werden und sich entsprechend im Hinblick auf Gewalt verhalten: Männer prügelnd, Frauen selbstverletzend. Oder es soll geglaubt werden, dass „Streiten verbindet“. So mag über den Abgründen harmlos eine „Paarsynthese“ (Cöllen 1993) angestrebt oder kreative Wege gesucht werden, die sexuelle Leidenschaft wieder zu erwecken (*Schnarch* 2011).

4. Zum gegenwärtigen Stand der Dinge

4.1 Altes Denken

Das wissenschaftliche Denken über die Sexualität hat sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts tiefgreifend verändert. Insbesondere hat es seine Formen geändert und sich drastisch verkompliziert. Die derzeit vorherrschenden Komplikationen verdanken sich wesentlich einem erkenntnis- und wissenschaftskritischem Denken, das im 20. Jahrhundert aufkam. Gemessen an diesem neuen Denken hatte es die romantische Naturphilosophie des 19. Jahrhunderts noch einfach. Sie konnte von einem tendenziell unhistorischen Begriff der Natur ausgehen, samt der Vorstellung eines mit sich selbst identischen Erkenntnisobjekts, das nur der ruhigen Beobachtung, genauen Beschreibung und kategorialen Zuordnung bedurfte. Sexualität konnte als biologisches Ereignis begriffen und danach unbestritten Gegenstand naturwissenschaftlicher oder medizinischer Erkenntnis sein. Relative Einfachheit könnte man in dieser Hinsicht sogar noch den etwas komplizierter argumentierenden philosophischen Gegenspielern der romantischen Naturphilosophie (*Marquard 1973*), nämlich gewissen dialektischen, geschichtsphilosophischen Denkschemata zuerkennen, die den Gegensatz von Natur und Kultur ideologisch setzten, in denen einer – als vorhanden vorausgesetzten - wilden, triebhaften, blindwirkenden Natur durch Beherrschung, Triebaufschub und Triebunterdrückung Kultur abgerungen werden musste, um dieser dann wiederum sittlich entgegengesetzt zu werden. Diese Art des Denkens verdankt sich insbesondere der deutschen idealistischen Philosophie (*Marquard 1987; Hemecker 1991; Gödde 1999*). Ein Ideengefüge, auf dem z.B. *Sigmund Freud* noch seine Triebtheorie, seine Kulturtheorie samt seiner Konstruktion des psychischen Apparats errichten konnte. Für *Freud* schlossen sich Triebbefriedigung und Kultur bekanntlich aus.

Diese Vorstellungen sind hier deshalb erwähnenswert, weil sie sich offenbar unausrottbar in unseren Köpfen eingenistet haben und auf die eine oder andere Weise auch heute noch das konventionelle Denken prägen.

4.2 Neues Denken

Im modernen wissenschaftlichen Diskurs wurde das alte Denken abgelöst durch ein erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch hochreflektiertes, differenzierend ausgefeiltes, polylogisches, multiperspektivisches, heterotopisches Denken, das ursprünglich insbesondere durch die Denkweisen der französischen Philosophie inspiriert bzw. von diesen abgeleitet war. Hier wären, um mit den Männern zu beginnen, u.a. insbesondere der Existenzialismus von *Jean Paul Sartre* zu nennen, die erlebnistheoretische intersubjektive Phänomenologie von *Maurice Merleau-Ponty*, die Diskurs- und Machtanalysen von *Michel Foucault*, die Dekonstruktion von *Jacques Derrida*, die Analyse der Postmoderne durch *Jean-Francois Lyotard* sowie die Thematisierung des Anderen und Fremden insbesondere durch *Emmanuel Lévinas* und heute hervor-

ragend im deutschen Sprachraum durch *Bernhard Waldenfels*. Der Reigen der theoretischen Klassiker auf der Frauenseite weist insbesondere *Simon de Beauvoir* und *Judith Butler* auf, des Weiteren, um nur einige zu nennen, *Luce Irigaray*, *Julia Kristeva*, *Lyndal Roper*, nicht zu vergessen die bedeutenden Beiträge von *Drucilla Cornell*. Diese Liste müsste um etliche Namen erweitert werden!

4.3 Subjektkonstitution und Identität

Unter den Gesichtspunkten von Subjektkonstitution und Identität wird die Sexualität nicht einfach zu dem von der Natur vorgegebenen, heterosexuellen Verfahren, sich zu vermehren. Ebensovienig wird das dabei lustvoll Erlebte einfach nur zum Motiv für die sexuelle Betätigung. Auch die sexuelle Anziehung erschöpft sich nicht darin, einfach nur eine aromatisch übermittelte, geheime List der Natur zur Erweiterung des Genpools darzustellen. Es geht vielmehr um die komplizierte konstruktivistische Generierung eines gänzlich Anderen: Der Identität.

4.3.1 Judith Butler

Judith Butler (1997), die herausragende, richtungsweisende Theoretikerin des Feminismus, hatte in ihren außerordentlich komplexen Theoriebildungen, sich dabei in gute französisch-philosophische Tradition stellend, den impliziten Vorgängen der Eingrenzung und Ausgrenzung hohe genealogische Bedeutung zugemessen. So betonte sie, es reiche keineswegs, zu behaupten, dass menschliche Subjekte konstruiert seien, denn die Konstruktion des Menschlichen sei ein differentieller Vorgang, der erst das mehr oder weniger Menschliche, das Unmenschliche und das menschlich Undenkbare erzeuge. Diesen ausgeschlossenen Orten des Unmenschlichen und menschlich Undenkbaren falle die Rolle zu, das „Menschliche“ als dessen konstitutives Außen zu begrenzen und diese Grenzen als andauernde Möglichkeit ihrer Durchbrechung und Reartikulation heimzusuchen (vgl. *Butler* 1997, 30). *Butler* setzte demnach nicht einfach auf Konstruktivismus, sondern beharrte auf der konstruktiven Kraft des Ausschlusses, der Auslöschung, der gewaltsamen Zurückweisung und Verwerflichmachung (abjection) und deren aufsprengende Wiederkehr gerade unter den Bedingungen diskursiver Legitimität (*ibid.*, 30)¹⁰. Gehen wir weiter ad fontes: Nach *Butlers* Ansicht kann *Geschlecht* keine vordiskursive anatomische Gegebenheit sein (*ibid.*, 26). Sie bezog sich in der Begründung dieser Ansicht ausdrücklich auf *Simone de Beauvoir*, die in ihrem epochemachenden Werk *Das andere Geschlecht* u.a. ausgesagt hatte: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“

¹⁰ *Butlers* Methode des Theoretisierens besteht wesentlich darin, vorliegende Theorien über den Sex auf ihre Grundannahmen hin zu untersuchen, um an ihnen herauszuarbeiten und ihnen vorzuhalten, inwieweit diese Implikationen maßgeblich für deren Inhalte sind. Insbesondere bestritt sie die Letztgültigkeit der Grundannahmen dieser Theorien. So kritisierte sie in ihrer Schrift *Das Unbehagen der Geschlechter (Gender Trouble)* u.a. den Strukturalismus, insbesondere *Claude Levy-Strauss*, die Psychoanalyse, insbesondere *Sigmund Freud*, *Jacques Lacan* und *Joan Riviere*, aber auch *Luce Irigaray* und *Julia Kristeva*.

(*Beauvoir* 1949/2000, 334). Mit diesem Anschluss öffnete *Butler* allerdings eine Lücke für kritische Einwände¹¹. *Butlers* Argumentation ist im Folgenden nur noch im Kontext ihrer Interessen zu verstehen: Sie will das Geschlecht durch die Verlagerung auf die Diskursebene entnaturalisieren. Sie bestreitet, dass es sich bei der Geschlechterdifferenz um eine *primäre Differenz* handelt. Sie will stattdessen die natürlichen Sachverhalte des Sexes als *angebliche* hinstellen (vgl. *Butler* 1997, 23), ihnen den ontologischen Status nehmen und sie als Effekte hegemonialer Diskurse ausgeben. *Sex* wird so zum Ergebnis von männlich vermittelten Machtverhältnissen, sozusagen zur materialisierten Geschichte (vgl. *Villa* 2003, 62). *Butler* dreht die biologische Auffassung von Sexualität regelrecht um, indem sie in ihrer Version der *Genealogie der Sexualität* behauptet, dass ursprünglich soziale, kulturelle Konstrukte historisch erst zur Natur geworden seien. Kritisch könnte man anmerken, dass *Butler* im Ergebnis die Sexualität jeglicher biologischer Substanz „entbeint“¹², indem sie sie auf die Diskursebene verlagerte und in logisch generierte Sprachspiele auflöste. Dadurch, dass *Butler* alles, was vorkommt, zum Text erklärt, bewegen sich ihre zweifellos bedenkenswerten Ausführungen mitunter hart am Rand abstrakter Logelei. *Claudia Höfner* und *Brigitte Schigl* (2012) merkten erst kürzlich kritisch noch einmal an, dass *Butler* ihre Überlegungen rein theoretisch, also diskurs- und begriffsanalytisch anstelle. Ihre radikale Diskursontologie führe dazu, dass sämtliche Realität, auch die Materialität des Körpers zu Text mutiert (vgl. *Höfner* 2007; *Abdul-Hussein* 2011, *Schigl* 2012).

Rüdiger Schnell (1997) machte auf *Butler* gemünzt darauf aufmerksam, dass dem Diskursprodukt *sex* erkenntnistheoretisch nicht derselbe Status zukommen könne, wie dem anatomischen Befund *sex*. Die Historikerin *Lyndal Roper* (1995) rückte selbstkritisch zurecht, dass die feministische Geschichtswissenschaft den Körper und die sexuelle Differenz zu wenig beachtet habe. *Gender* sei kein Produkt kultureller und sprachlicher Gewohnheiten, sondern von der körperlichen sexuellen Differenz wesentlich beeinflusst. Diese Ansicht vertrat übrigens auch *Simone de Beauvoir*: Sie sah die Geschlechtertrennung als eine biologische Gegebenheit und nicht als Merkmal der Menschheitsgeschichte (vgl. *Beauvoir* 1949/2000, 15f).

¹¹ *Paula-Irene Villa* (2003), problematisiert zu recht *Butlers radikale Lesart* (*ibid.*, 61) und verbreitet, dass diese Lesart *Butlers* nicht unumstritten sei. Dies allerdings - politisch geleitet - aus schlechten Gründen: Sie verweist auf *Toril Moi* (1996), *Moi* hatte die Biologisierung des weiblichen Körpers bei *Simon de Beauvoir* mit dem Argument problematisiert, dass jene ernstlich zu glauben scheine, dass der männliche Körper weniger biologisch sei als der weibliche (*Moi* 1996, 270). Nun gab *de Beauvoir* als philosophisch wohlgebildete Frau mit ihrer Ausführung, „dass nur die Vermittlung anderer ein Individuum zum *Anderen*“ machen kann, lediglich die bis heute philosophisch kaum zu bestreitende Ansicht der intersubjektiven Phänomenologie wieder. Unbeachtet bleibt über diese Ignoranz, dass *Simone de Beauvoir* nach wie vor von *Mädchen* und *Knaben* sprach, damit also anatomische Unterschiede keineswegs bestritt oder in den Bereich der Diskurse verwies. Zur Kritik von *Moi* siehe auch *Schor* 1992, 230f.

¹² *Barbara Duden*, eine Pionierin der Körper-Geschichte (1991), betitelte ihre Butlerkritik (1993) *Die Frau ohne Unterleib*.

4.3.2 Identitätsprobleme

Mit dem Thema der *Identität* (vgl. *Petzold* 2012; *Böhme* 1997; *Marquard, Stierle* 1979) hielt allerdings ein neues Problemfeld Einzug in die Rede über den Sex, das eine eigene kritische Würdigung verdient hätte. So wäre vor fleißigem Gebrauch des Begriffes zuerst zu fragen, was das überhaupt sein könnte, *Identität*? Aus unserer Sicht – der erlebnistheoretisch-phänomenologischen Sicht – ist Identität zuerst eine elementare Form leiblicher Wahrnehmung, mit der ein Gefühl innerer Stimmigkeit und Selbstzugehörigkeit einhergeht. Es handelt sich um eine Wahrnehmung, die dem „Ich“ zukommt und zu der Erkenntnis führt: „So bin ich!“; um schließlich in die Entscheidung zu münden: „Das bin ich!“. *Identität* wird dieser Ansicht zufolge durch einen leiblichen, inneren Vorgang begründet, der – persönlichkeits-theoretisch begriffen - vom „Selbsterleben“ zum „Ich“ führt. Es geht um die persönlichkeits-theoretische Modellvorstellung eines Ichs, das über die Fähigkeit zur Exzentrizität verfügt, dadurch in die Lage kommt, ein „Selbst“ zu erkennen, um alsdann in Attributionsvorgängen und selbstreferentiellen Entscheidungen zu enden (*Schuch* 2012, 193).

Identität ist stets dialektisch zu verstehen (vgl. *Adorno* 1966, 146f) Im frühen Entwurf seiner Persönlichkeitstheorie hatte *Hilarion G. Petzold* diesem Postulat bereits Rechnung getragen und die Genese von Identität in einer Zusammenführung von *Phänomenologie* (*Merleau-Ponty*) und *Rollentheorie* (*Moreno*) theoretisch begründet (vgl. *Petzold, Mathias* 1982). Identität entsteht so verstanden in dialektischen Prozessen: Einerseits gewinnt das Ich Bilder über das Selbst aus dem Selbsterleben und attribuiert diese dem Selbst. Andererseits erfährt das Ich im Sozialisationsprozess aus dem Außenfeld Fremdattributionen und gleicht diese mit vorhandenen Selbstbildern ab. Identität konstituiert sich dann im Zusammenwirken von Leib und Kontext im Zeitkontinuum. Identität erwächst aus dem Miteinander im sozialen Netzwerk in reziproken Prozessen (*Petzold* 2003, 72f). Identität stellt letztlich ein vielfach vermitteltes, stets kulturell durchdrungenes Phänomen dar, das soziologische Dimensionen (*Krappmann* 1969) aufweist. Leibliche Wahrnehmung und also vermittelte Identität ist ein polylogisch generiertes Kulturprodukt (*Petzold* 2002). Für *Petzold* ist das Identitätskonzept mittlerweile in eine *Prekarität* geraten (*idem* 2012, 443). Er spricht transgredierend mit dem Blick auf die *extreme Transversalität der Zeitgeschichte* (*ibid.*, 447) von *Transversaler Identität*.

Ich beschränke mich aus meinem Blickwinkel auf einen letzten Hinweis: Das, was wir heute als Identität verstehen (*Henrich* 1979), ist ein Phänomen der Moderne: Erst die Moderne hat das Individuum hervorgebracht, die Idee des mit sich selbst identischen Einzelmenschen. *Theodor Wiesengrund Adorno* (1966) hatte das Identitätsprinzip und dessen maßgebliche Wirkungen problematisiert. Er nahm an, dass den Individuen ein Identitätszwang verordnet wurde. Sie wurden in den Bann geschlagen, sie müssten „sich selbst“ sein, zu sich selbst finden, zu einer eigenen Identität gelangen. *Adorno* führte ein dem hier verfolgten Gesichtspunkt von Eingrenzung und Aus-

grenzung nicht unähnliches Argument an, um das Gewaltsame des Identitätsprinzips zu charakterisieren: Was die Herrschaft des Identitätsprinzips am Nichtidentischen toleriere, sei seinerseits vermittelt vom Identitätszwang, „schaler Rest, nachdem die Identifizierung ihr Stück von sich weggeschnitten hat“ (*Adorno* 1966, 338).

Abhängig und bedürftig, wie Menschen nun einmal sind, zumal in dominierenden Sozialverhältnissen, gegen die sie nicht ankommen, haben sie unbemerkt das Diktat für die Realität genommen. Sie machen sich an die Schaffung oder auf die Suche nach einer Identität oder behaupten eine solche einfach nur für sich, um anschließend diese Fiktionen zu verwirklichen. Identität wurde mit der Zeit zu einem unverzichtbaren Teil ihrer Persönlichkeit. In der Spitzengruppe der psychischen Erkrankungen am Ende des 20. Jahrhunderts befanden sich „Identitätsprobleme“.

Hilarion G. Petzold (2012) begann seine Ausführungen über die von ihm konzipierte theoretische Modellvorstellung *Transversale Identität* mit dem Hinweis, das Thema *Identität* sei *ein modernes Thema, ein Thema der Moderne* (*ibid.*, 407). Ihm zufolge handelt es sich um ein *anthropologisches Strukturphänomen*, das nach multitheoretischen Diskursen durch die Menschheitsgeschichte verlangt, um es jeweils in Kontext und Kontinuum zu begreifen (vgl. *ibid.*, 408).

Die Emergenz eines Geschlechtsidentitätsbewusstseins als solches ist ebenso ein historisches Phänomen. *Annette Runte* (1996) setzte es relativ spät an: Denn das Gefühl, nicht nur ein Geschlecht zu haben, sondern es wesentlich zu sein, tauchte gleichzeitig mit dem Subjekt der Innerlichkeit auf und wurde durch essentialistische Philosophien gestützt, die die Polarisierung der Geschlechtscharaktere begleiteten (*Runte* 1996, 47).

Hermann Schmitz (1989) hatte im Sinne seiner *Neuen Phänomenologie* darauf hingewiesen, dass Identität eine Entscheidung hinsichtlich der Polarität von Identität und Verschiedenheit voraussetzt¹³. *Annette Runte* (1992) kam im Kapitel *Transsexuelle Anti- / Homosexualität im Dienste des Geschlechts* zu dem Befund, dass transsexuelle Identitätskonstitution häufig über eine Ausgrenzung erfolgt, die Klischees medizinischer Differentialdiagnostik kopiert (*ibid.*, 19). *Carol Hagemann-White* (1984) merkte kritisch an, dass eine wesentliche Voraussetzung für jegliche Form von Identität im symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit in der Zuordnung zum männlichen oder zum weiblichen Geschlecht liege (*ibid.*, 90f).

In zahlreichen Beiträgen des feministischen Diskurses war zwar immer wieder von *Identität* die Rede, das Problemfeld wurde aber nicht immer als solches erkannt, re-

¹³ Unentschiedenheit wird demgegenüber dem Chaos zugerechnet. *Schmitz* sieht also „ein dynamisches Ganzes chaotischer Mannigfaltigkeit“, aus der die Spitzen der Individualität heraustreten (*Schmitz* 1989, 84). Das angesprochene „Chaos der Unentschiedenheit“ wird nach *Schmitz* durch das Erschrecken strukturiert: Identität verdankt sich demnach erlebnistheoretisch dem Erschrecken, das dazu führt, dass das Individuum aus einem traumartigen Gefühl des Gleitens herausgerissen und damit die Themen von Identität und Verschiedenheit aktuell werden. *Identität* verweist genetisch auf *Eindeutigkeit* und *Verschiedenheit* (*Schmitz* 1989, 76).

spektive nicht immer erkenntnis- und wissenschaftskritisch niveauvoll behandelt. Die Beiträge von *Sabine Hark* (1999; 2010) bilden in dieser Hinsicht eine Ausnahme. *Hark* problematisierte, dass der Rekurs auf Identität, in dem Unterfangen, sich selbstmächtig zu definieren und zu benennen und im Namen dieser Identität politisch zu agieren, eine höchst ambivalente Angelegenheit sei (*Hark* 1996, 170). Sie warnte nachdrücklich davor, „Identitäten zu verdinglichen“ (*Hark* 1999, 10; 2010, 111). *Lesbische Identität* soll weniger als statische Beschreibung – etwa *Lesbischsein ist eine sexuelle Präferenz* oder *Lesbischsein ist politisch* – sondern als *Bewegung des sich permanent neu Entwerfens* und als ethische Haltung verstanden werden (vgl. *Hark* 1996, 171). Sie propagierte die Begrifflichkeit *deviante Subjekte*. Damit meinte sie Subjekte, deren Identität niemals abgeschlossen ist, auch wenn ihre Bedeutung temporär geschlossen wird. *Deviante Subjekte* seien nicht über Zeit und Raum identisch. Ihr Ausgangspunkt sei die Differenz innerhalb von Identität, der konstitutive Mangel an der Wurzel jeder Identität (*ibid.*, 174f).

5. Auflösungserscheinungen

5.1 Es geht ums Ganze

Kommen wir zu weiteren Schwierigkeiten der Rede über den Sex. Diese Schwierigkeiten sehe ich als Folge der Erosion der Sachebene und der zunehmenden Diffusion und dekonstruktiven Atomisierung der theoretischen Modellvorstellungen in der Rede über den Sex. Diese Prozesse der Erweiterung, Auffächerung, geradezu Verflüssigung (*Ziegler* 2008) und Auflösung haben sich in verschiedene Richtungen vollzogen – um nur drei zu nennen: zum ersten im Hinblick auf die Vorstellungen von Geschlecht überhaupt; zum zweiten im Hinblick auf traditionelle heterosexuelle Geschlechtsdefinitionen, und zum dritten im Hinblick auf die Vorstellungen von normal und anormal. Diese Prozesse gehen ideologisch zweifellos aufs Ganze. Sie sind insofern von grundsätzlicher Bedeutung, denn sie stehen für nicht mehr und für nicht weniger als den Zerfall der traditionellen theoretischen Modellvorstellungen in den Reden über den Sex.

5.2 Die Erosion der Sachebene

Wir müssen mittlerweile von einem Zerfall der Idee einer Sachebene ausgehen, der Idee eines sogenannten Dritten, der Vorstellung eines Erkenntnis-Objekts, das von allen als solches akzeptiert wird, oder auf das man sich problemlos einigen kann. Nur um auf den sexuellen Gehalt dieses sogenannten Dritten und auf die szenische Bedeutung dieses Verlustes hinzuweisen: Die Idee dieses Dritten fand im letzten Jahrhundert traditionell ihren Grund - im stets zu kurz greifenden Kleinfamilienparadigma der Psychoanalyse (*Großmaß* 1991) ausgedrückt - durch die selbstverständliche, gleichsam natürliche Präsenz des Vaters in der Familie. Der Vater war unbestritten ein konstitutives Element der Familie. Vater, Mutter, Kind bildeten einen paradig-

matischen Triangel. Der Vater stand in dieser Modellvorstellung der Familie vor. Er ernährte sie durch seine außerfamiliare Arbeit. Er etablierte ihren gesellschaftlichen Stand und repräsentierte sie nach außen. Er vermittelte in die Familie die äußere Realität und importierte damit die Sachebene. Nach *Sándor Ferenczi* (1932) und nachfolgend *Michael Balint* (1973) etablierte sich so die Strukturebene der „Sprache der Erwachsenen“ zwischen Vater und Mutter. Die Sprache der Erwachsenen bildete wegen ihres Bezugs auf die vom Vater in die Familie gebrachte äußere Realität und durch die spezifische sinnliche Qualität der Mann-Frau-Beziehung eine höhere Struktur gegenüber der privatsprachlich verfassten Dyade von Mutter und Kind. Die Sprache der Erwachsenen beherrschte als Objektivität die ganze Familie und strukturierte die elterliche Beziehung. Die Gehalte der elterlichen Beziehung kamen regelrecht von oben auf das Kind herab und wirkten dadurch schon normativ. Das Kind war so der Sprache der Erwachsenen ausgesetzt, deren Implikationen zwar traumatisierend in seinen Erfahrungsbereich eindringen, seine eigenen Erfahrungs- und Erfungsverarbeitungsmöglichkeiten jedoch überstiegen. *Sándor Ferenczi* (1932) setzte verharmlosend die Sprache des Kindes als „Sprache der Zärtlichkeit“ in Gegensatz zur Sprache der Erwachsenen, die seiner Ansicht nach von Sexualität und Hass charakterisiert war.

Die Vorstellung der Konstitution von sachlich verfasster Wahrheit durch das Hinzu kommen des Vaters in die Familie ist durch den historischen Verfall der väterlichen Autorität in der Familie, die zunehmende Auflösung der Familie und die Abwanderung der einst väterlich repräsentierte Autorität an anonyme Instanzen (*Fromm* 1936) regelrecht peinlich blamiert. *Philipp Aries* und *André Béjin* (1984) zeigten in ihren Beiträgen die tiefgreifenden Veränderungen auf, die die Ehe über die Zeit erfuhr. *Volkmar Sigusch* (2007) spricht in seinem Beitrag *Kultureller Wandel der Sexualität* vom „Schrumpfen, Deregulieren und Entwerten der traditionellen Familie“ (aaO., 16).

Geblieden wären allerdings auch gemäß dieser theoretischen Modellvorstellung - nach dem Verfall der väterlichen Autorität resp. der Eliminierung des Vaters aus der Familie- die Verknüpfung von Sexualität und Hass in der Beziehung von Mann und Frau.

5.3 Vom Sex zum Gender

Die in der Rede über den Sex heute allgemein übliche Differenzierung *Sex – Gender* geht auf den Psychiater und Sexualwissenschaftler *John Money* (1955)¹⁴ zurück

¹⁴ *Schweizer, Richter-Appelt* (2012) berichtet, dass *John Money* die von ihm geprägte Differenzierung zwischen Sex und Gender später (1994) bedauerte, weil sie zu einer dichotomisierenden Diskussion und zu groben Vereinfachungen geführt hätte, z.B. zu der Sichtweise, Sex sei ausschließlich biologisch determiniert und Gender ausschließlich sozial konstruiert, worüber die Verwobenheit beider Teile leicht übersehen würde (*Schweizer, Richter-Appelt* 2012, 21). *Moneys* im Kontext der chirurgischen Geschlechtsumwandlung aufgebrachter Gender-Begriff wurde regelrecht durch den Feminismus enteignet. Eine grundsätzliche Kritik an *Moneys* Ansatz übte sein Nachfolger *Paul McHugh* (2004). Zur Rolle von *John Money* s. *Zastrow* 2006b.

und spielte seit den Diskussionen der 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts zunehmend eine prägende Rolle. *Volkmar Sigusch* (2005) zufolge ging es in diesen Diskussionen darum, Körpergeschlecht vom Geschlechtsrollenverhalten und dieses wiederum von der Geschlechtsidentität zu unterscheiden (*ibid.*, 136). *Sigusch* (2008) sah, die Diskussion etwas vereinfachend, den zentralen Streitpunkt dieser Auseinandersetzung durch die Frage ausgedrückt, was an der Sexualität natürlich vorausgegeben und was gesellschaftlich fabriziert sei (*ibid.*, 529).

Die *Sex–Gender-Diskussion* wurde und wird gelegentlich noch immer affektiv hoch aufgeladen und polarisierend geführt. Dies mag auf dem Hintergrund der Jahrtausende alten Geschichte der männlichen Vorherrschaft und des sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts formierenden feministischen Aufbegehrens gegen diese als Ungerechtigkeit empfundenen Ordnungen und Praktiken leicht zu rationalisieren sein – zumal Ungerechtigkeit und Ungleichheit in vielen Bereichen nach wie vor fortbestehen. Hintergrund für das emotionale Echauffement bilden allerdings heute sexualpolitisch und ideologisch motivierte Interessengegensätze. Inhaltlich bestritten insbesondere radikal feministische Positionen die traditionell biologischen resp. evolutionsbiologisch fundierten Auslegungen der Sexualität. Die natürlichen Grundlagen des Geschlechts sollten als *angebliche* vorgeführt werden, als Bestandteil hegemonialer Diskurse (*Villa* 2003, 61). Die biologische Grundlegung der Sexualität wurde bestritten, zum einen wegen der damit verbundenen Festschreibung der Verhältnisse als natürlich und zum andern wegen der darin angeblich inkludierten patriarchalischen Ordnungs- und Machtverhältnisse. Stattdessen rückten die feministischen Diskurse kulturelle und interaktive Aspekte der Sexualität in den Vordergrund. Im Extrem bezogen sie radikal-konstruktivistische Positionen - *alles* sei soziale Konstruktion. Es gäbe dann keine naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit mehr, „sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht“ (*Hagemann-White* 1988, 230).

Drucilla Cornell (1992a), eine herausragende Vertreterin des dekonstruktiven Feminismus vertrat in ihrem Essay *Das feministische Bündnis mit der Dekonstruktion* im Anschluss an *Derrida* die Ansicht, dass die Referenten für das in einem Text Gesagte innerhalb des Textes liegen, der Referent also textuell sei: „Es gibt keinen letzten äußeren Referenten, in dem der Prozess der Interpretation zu einem Ende käme, in der Art einer Natur oder einer Biologie oder gar konventioneller Geschlechterstrukturen“ (*Cornell* 1992a, 284). Damit geriet sie in die Kritik von *Rüdiger Schnell* (1997): „Zu bestreiten, dass sprachliche Zeichen einem eindeutigen Signifikat in der Realität außerhalb des Textes entsprechen, zu behaupten, dass Realität ausschließlich im Text und durch den Text bestehen, setzt sich dem Vorwurf des Selbstreferentiellen aus: *Der Text bezieht sich nur noch auf sich selbst*“ (*Schnell* 1997, 27).

In der Folge der feministischen Diskussion um die *soziale Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit* unter der Prämisse der Unterscheidung zwischen Sex und

Gender versuchte sich ein Weltbild breitzumachen, das, programmatisch *wider die Eindeutigkeit* (Engel 2002) gerichtet, keine geschlechtsspezifischen Eigenschaftszuschreibungen kennen wollte. Es sollte keine eindeutigen Geschlechtsidentitäten und auch keine klar abgegrenzten Frauen- und Männerrollen (Scheffler 2010, 51) mehr geben. Stattdessen sollte die interaktive geschlechtsspezifische Beziehungsgestaltung im Vordergrund stehen (*ibid.*, 52).

Das affektive Eigenerleben jedes Individuums unterliegt dem biologischen, hormonellen und neuronalen Zusammenspiel und den ökologischen, vor allem aber den sozialen Situationen, in die Menschen hineingeboren sind, in denen sie leben und sich in die soziale Gender-Rolle, in das soziale Geschlecht, hineinentwickeln: „In seiner Leiblichkeit erhält das Subjekt Mann oder Frau eine Qualität, die sich nicht als synthetisches Produkt aus den Einzelelementen beschreiben lässt. Bios, Psyche, Nous, Sozialität und Ökologie entpuppen sich hier als Sichtweisen, als Perspektiven, die, jede einzelne für sich, nur reduktionistisch sein können“ (Edlhaime-Hrubeč, Edlhaime 2011, 16).

Lyndal Roper (1995) bekannte im Rückblick selbstkritisch, dass „die feministische Geschichte, wie ich und andere sie beschrieben haben, auf einer Verleugnung des Körpers beruht“ (*ibid.*, 15). *Volker Zastrow* (2006) spitzte in seiner genderkritischen Polemik zu, dass der theoretische Kern des Gender-Begriffs keineswegs die Existenz sozialer Geschlechterrollen und deren Merkmale meine, sondern dass Gender in letzter Konsequenz behaupte, „dass es biologisches Geschlecht nicht gebe“ (*ibid.*, 17). Er verwies zudem auf die Randperspektive dieses Ansatzes, indem er „in erster Linie (...) die Übernahme der Körper- und Identitätstheorien eines homosexuellen Mannes durch homosexuelle Frauen“ sah (*ibid.*, 16). Der gemeinte homosexuelle Mann, *Michel Foucault*, war übrigens weit davon entfernt, den Körper konstruktivistisch auszuradiieren. Er hatte vielmehr darauf beharrt, in seiner Analyse den Körper sichtbar zu machen (Foucault 1977, 181). *Foucault* sah das Biologische und das Historische komplex verschränkt. Die Analyse der Sexualität als politisches Dispositiv bedeute nicht die Ausschaltung des Körpers, der Anatomie des Biologischen, des Funktionellen (*ibid.*, 180). Vielmehr seien die Machtdispositive direkt an den Körper geschaltet – an Körper, Funktionen, physiologische Prozesse, Empfindungen, Lüste. *Andreas Kraß* (2003) erkennt *Foucaults* Problematisierung, wenn er behauptet, *Foucault* sähe „Sexualität nicht als biologisches Phänomen, sondern als kulturelles Konstrukt“ (*ibid.*, 20).

5.4 Hegemoniale Männlichkeit und die Erfindung der heterosexuellen Matrix

In der Vergangenheit war es selbstverständlich, alles Sexuelle - nicht nur sinnbildlich – von vornherein als heterosexuelle Interaktion organisiert zu sehen (vgl. *Lautmann* 2002, 375). Diese Vorstellung geriet wegen der Konservierung der ihr inhärenten Machtkonstellation von *Mann* und *Frau* in die Kritik. *Robert William Connell* (1999) prägte den Begriff der *hegemonialen Männlichkeit*. Er definierte diese als jene Konfi-

guration geschlechtsbezogener Praxis, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet oder gewährleisten soll (vgl. *Abdul Hussein* 2011).

Heute lehnen nicht wenige Autoren die Vorstellung der Heterosexualität grundsätzlich ab. *Andreas Kraß* (2003) spricht von *heteronormativen Ordnungen des Geschlechts und der Sexualität* (*ibid.*, 27) sowie von der *Diktatur der Heterosexualität* (*ibid.*, 7). *Bartel, Horwath* et al. (2008) sprechen von *Heteronormativität*. Die Idee der Heterosexualität geriet speziell dem sogenannten *Queer Denken* (*Kraß* 2003) zur schier unerträglichen Zumutung.

Im neuen Denken über den Sex bildet die allgegenwärtige weltanschauliche Prävalenz der sogenannten *heterosexuellen Matrix* einen zentralen Kritikpunkt. Es geriet in den Fokus der engagiert-kritischen Aufmerksamkeit, dass sich in vielen Äußerungen über den Sex regelmäßig explizite oder implizite Hinweise auf den autoritativen Geltungsanspruch der heterosexuellen Matrix fänden. Die Idee einer heterosexuellen Matrix wurde ideologisch mit der Idee eines *Patriarchats* und der darin inkludierten *Unterdrückung der Frau* verknüpft. Aufgebracht wurde die Gedankenfigur der heterosexuellen Matrix von *Judith Butler* (1991). Die *heterosexuelle Matrix* bildet ihr zufolge als *Matrix der Intelligibilität* (*Butler* 1991, 39) sozusagen die ideologische Ausgangslage für die Vorstellung von Geschlecht.

Auf *Butlers* differenzierte theoretische Analysen griffen - auf wissenschaftstheoretisch meist niedrigerem Strukturniveau - zahlreiche engagierte Proklamationen zurück. So berichtet *Alice Pechriggl* (2008) unkommentiert, die heterosexuelle Matrix bringe überhaupt erst die Geschlechterordnung und die damit verknüpften Verhältnisse hervor (*ibid.*, 27) – als wäre sie nicht Tochter ihres Vaters und ihrer Mutter. War es nun die Mutter - oder nur ihr Geschlecht? (vgl. *Großmaß* 1989).

Aus einer anderen Interessenlage heraus, nämlich als *weiße, jüdische, lesbische Feministin*, sprach *Adrienne Rich* (1983) von Zwangsheterosexualität (*ibid.*, 138) und hielt die Heterosexualität für einen der Brückenköpfe der Männerherrschaft (*ibid.*, 139). Sie verstand demgegenüber Lesbischsein als eine moralische Reaktion auf die unmoralische Institution der Heterosexualität, mittels derer das patriarchale System das Leben der Mehrheit von Frauen kontrolliert und einschränkt. (vgl. *Cliff* 1983, 20).

6. Wahres Geschlecht, Transsexualität und Neosexualitäten

6.1 Wahres Geschlecht

Pierre Bourdieu (2005) hatte in seinen Ausführungen über *die männliche Herrschaft* an der landläufigen Redeweise Anstoß genommen, dass die Einteilung der Geschlechter *in der Natur der Dinge* liege. Sie diene dazu, „um von dem zu sprechen, was normal, natürlich und darum unvermeidlich ist“ (*ibid.*, 19). Die Einteilung der

Geschlechter würde so in einen objektiven Zustand versetzt. *Bourdieu* schrieb diese Verfahrensweise einseitig androzentrischer Sicht und männlicher Ordnung zu, die sich neutral aufzwingen und deren Macht sich in dem Umstand zeige, „daß sie der Rechtfertigung nicht bedarf“ (*ibid.*, 21).

Michel Foucault (1980) hatte zu Anfang seines Essays über „das wahre Geschlecht“ die Frage gestellt: „Brauchen wir wirklich ein *wahres Geschlecht*? Mit einer an Halsstarrigkeit grenzenden Beharrlichkeit hätten die modernen Gesellschaften des Abendlandes diese Frage mit Ja beantwortet.“ (*Foucault* 1980, 143; vgl. *Schäffner, Vogl* 1998). Tatsächlich ist das dichotome Geschlechterkonzept im westeuropäischen Gedankengut, in der Kultur, den Gesetzen, den sozialen Strukturen und der medizinischen Praxis fest verankert (*Handford, Brunner et. al.* 2012, 429).

Foucault unterstellte ein moralisches Interesse an der medizinischen Feststellung des wahren Geschlechts. Dies geschehe, um zu verhindern, dass die *Trugbilder der Natur* den Verirrungen der Libertinage dienen könnten (vgl. *Foucault* 1980, 145). *Geschlechtsübergänge* (*Hirschfeld* 1906), die *Rätselbilder des Geschlechts* (*Peters* 2010), waren von Anfang an privilegierte Untersuchungsgegenstände der frühen Sexualwissenschaft¹⁵. *Intersexualität* bildet bis heute ein kontroverses Thema (*Schweizer, Richter-Appelt* 2012). Das Hauptproblem ist in der Anpassung eines nicht eindeutigen Körpers an eine gesellschaftliche Norm zu sehen, der zufolge es nur Männer und Frauen gibt (*Handford, Brunner et al.* 2012, 430). Hierdurch wurde viel Leid über die Patienten gebracht (*McHugh* 2004). Glücklicherweise hat in dieser Hinsicht mittlerweile ein Umdenken eingesetzt. Die Diskussionen und Praktiken stehen jedoch noch am Anfang. Ein weiteres nicht zu unterschätzendes Problem liegt in der irrigen, aber weit verbreiteten Ansicht, dass soziale Geschlechtszuschreibung und geschlechtsspezifische Erziehung auch zur Annahme der zugewiesenen Geschlechtsidentität führen¹⁶.

¹⁵ Um nur einige Hinweise zu erteilen: *Arnaud de Ronsil, George* (1777): Anatomisch-Chirurgische Abhandlung über die Hermaphroditen. Aus dem Französischen. Straßburg (Armand König). *Laurent, Emile* (1896): Die Zwitterbildungen. Gynaekomastie, Feminismus, Hermaphroditismus. Leipzig (Wiegand). *Taruffi, Cesare* (1903): Hermaphroditismus und Zeugungsunfähigkeit. Eine systematische Darstellung der Missbildungen der menschlichen Geschlechtsorgane. Berlin (Barsdorf). *Tamm, Johanna* (1961): Geistesgeschichtliche und medizinische Aspekte der Hermaphroditen. Basel (Med. Diss. Universität Basel). *Klöppel, Ulrike* (2010): XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität. Bielefeld (transcript). Geschlechstests spielen auch heute insbesondere im Sport noch eine Rolle, wo gemäß einer Erklärung des Internationalen Leichtathletik-Verbandes IAAF von 2011 die Wettbewerbe weiterhin „getrennt bei Männern und Frauen ausgetragen“ werden sollen. Dabei geht es nicht mehr um die Feststellung, wer eine Frau ist und wer nicht, sondern vergleichsweise defensiv lediglich darum, festzulegen, wer bei den Frauen starten darf. Diskriminierungskriterium ist das Maß der Testosteronausschüttung (*Hummel* 2011).

¹⁶ *Karin Désirat* (1985) tradierte die propagandistische Darstellung einer postoperativ angeblich gelungenen Geschlechtszuweisung samt geschlechtstypischer Erziehung bei einem der *Reimer-Zwillinge*. „Beide Kinder entwickelten sich in der Folgezeit unterschiedlich, d.h. den gesellschaftlichen Geschlechtsstereotypen entsprechend“ (1985, 13). Sie war offenbar in Unkenntnis, dass zu dem Zeitpunkt, als *John Money* das *Reimer Experiment* veröffentlichte, es eigentlich schon gescheitert war: Während *David Reimer* weltweit als glückliches Mädchen dargestellt wurde, lebte er bereits wieder als Junge (*McHugh* 2004; vgl. *Zastrow* 2006b).

6.2 Transsexualismus

Der *Transsexualismus* bildet auf der Handlungsebene derzeit die wohl radikalste Konsequenz der Veränderungen in der Rede über den Sex. An ihm lassen sich nachhaltige gesellschaftliche Veränderungen demonstrieren, denen zufolge alles Menschliche zum Objekt wird und der menschlichen Manipulation zur Verfügung zu stehen hat. Transsexualität polarisiert. Sie stellt die sexualpolitisch brisante Frage nach der *Wahrheit des Geschlechts* (Runte 1996, 15; Foucault 1980). In ihr verdichtet sich das Skandalon einer vermeintlichen Grenzüberschreitung mit der Irritation einer Alltagsevidenz (Runte 1992, 4). Insbesondere aber lässt sich an ihm deutlich machen, wie sich ein medizinisch-psychologisches Dispositiv (Sigusch 2007, 357) gebildet hat, in dem Psychiatrie, Psychologie, Chirurgie und einschlägige Ideologieproduktionen sich zu einem hochproblematischen Projekt verbündet haben: einer Konvergenzprozedur (Runte 1996, 14), nämlich der medizinischen Fabrikation angeblich authentischer Geschlechtszugehörigkeit (Hirschauer 1993, 328 ff.). Stefan Hirschauer (1992; 1993) hat den Komplex skizziert, in dem sich der Transsexualismus historisch entwickelt hat (*ibid.* 1992, 89). Volkmar Sigusch (2007) spricht in seiner ausgezeichneten, multiperspektivischen Problemskizze *Transsexuelle Entwicklungen* von einem Operationsdispositiv (*ibid.*, 357).

Transsexualität wird im ICD-10 F der *Störung der Geschlechtsidentität* (F 64) zugeordnet. Geschlechtsidentität bezeichnet das Gefühl des Individuums für Männlichkeit, Weiblichkeit oder Androgynie (vgl. Friedmann 1993, 39). *Transsexualität* ist von der *Intersexualität* zu unterscheiden, die ein eigenes Problemfeld bildet. Handelt es sich bei der Intersexualität um die Anpassung eines nicht eindeutigen Körpers an eine Norm, in der es nur Männer und Frauen gibt, liegt bei der Transsexualität die Anpassung des Körpers an eine bereits ausgebildete Geschlechtsidentität (Handford, Brunner et al. 2012, 430)¹⁷. Schaut man nur oberflächlich auf die Fachliteratur¹⁸, dann scheint es sich bei Transsexualismus, das Verfahren der *Geschlechtsumwandlung* (Pfäfflin, Junge 1992), um eine mittlerweile übliche, anerkannte, im Standardverfahren (Becker, Bosinski et. al. 1997) sozusagen *lege artis* ausübende Praktik zu handeln.

Worum geht es? Wo liegen die Probleme? *Transsexualität* bezeichnet ein eigenartiges Projekt, in dem das ganze Begehren des Individuums auf die Wandlung seines Geschlechts gerichtet ist. Karin Désirat (1985) berichtet in ihrer Studie *Die Transsexuelle Frau*, dass nach dem gegenwärtigen Forschungsstand Transsexuelle weder ge-

¹⁷ Die *Ärztezeitung* vom 23.02.2012, berichtet, dass nach einer deutschen epidemiologischen Untersuchung leichte Störungen der Geschlechtsentwicklung (DSD, disorders of sexual development) bei einem von 2000 und gravierendere Störungen etwa bei einem von 10.000 Menschen festgestellt werden.

¹⁸ Z.B. Friedemann Pfäfflin, Astrid Junge (1992) *Geschlechtsumwandlung*; Volkmar Sigusch (Hg.) (2007): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*; Udo Rauchfleisch (2012): *Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie*. Brigitte Vetter (2007): *Sexualität: Störungen, Abweichungen, Transsexualität*. Brigitte Vetter (2010): *Transidentität – ein unordentliches Phänomen*.

netische Abweichungen aufweisen, noch ihr Begehren auf eine falsche Geschlechtszuschreibung zurückzuführen ist. Transsexuelle Menschen sind vielmehr überzeugt, „im falschen Körper zu leben“ und äußern dieses formelhaft. *Annette Runte* (1992) spricht von der *Paradoxstruktur* des transsexuellen Glaubensartikels, eine *richtige Seele* im *falschen Körper* zu beherbergen (*ibid.*, 7). Denn Transsexuelle fühlen sich nicht dem biologisch vorgegebenen und ihnen bei der Geburt zugeschriebenen, sondern dem jeweils anderen Geschlecht zugehörig (*Désirat* 1985, 1).

Transsexuelle sind zweifellos in einem tiefgehenden Konflikt mit sich. Sie lehnen ihren geschlechtlichen Körper ab. Sie sind geradezu gefangen von der Idee, dem anderen Geschlecht anzugehören und wollen dringend zu diesem überwechseln. Sie sind offenkundig bereit, sich einem beachtlichen Aufwand zu unterziehen, zu dem im Standardverfahren u.a. psychiatrische Begutachtung, Psychotherapie, Probezeiten, Hormonbehandlung und eventuell auch chirurgische Eingriffe zählen.

Beim Transsexualismus handelt es sich um ein Problem, das in einem weiteren zeitgeschichtlichen und szenischen Kontext verstanden werden muss. *Volkmar Sigusch* spricht hier von einem *Operationsdispositiv*, das allgemein-gesellschaftliche Wirkungen entfalte: Denn nicht nur bei Transsexuellen gibt es die wirksame Realität von Operationsphantasmagorien, die darauf verweist, dass der *Mechanismus der Therapeutifizierung* zu einem allgemeinen geworden ist (vgl. *Sigusch* 2007, 357).

Transsexuelle sehen sich in der Regel nicht als psychisch krank an. Dies bringt für die Psychotherapie von Transsexuellen (*Becker* 1998) besondere Probleme mit sich. Die Psychotherapie von Transsexuellen scheidert in vielen Fällen. Transsexualismus entwickelt eine besondere Dynamik und ist auf Dauer kaum zu bremsen (vgl. *Runte* 1992, 12). Dem davon ausgehenden Konversionsdruck können sich offenbar nicht einmal die Behandler in diesem Feld auf Dauer verschließen. Mögen sie anfangs ihrem Projekt noch ambivalent gegenüber gestanden haben, wie *Pfäfflin und Junge* (1992) an Sprachgebrauch und Wortwahl gezeigt haben, so bekennen sie später ihre Sünden, und äußern damit nur ihre mittlerweile vollzogene Konversion. So beichtet *Astrid Junge*, in ihrer Dissertation (1987) ehemalige Patienten noch immer *weibliche Transsexuelle* genannt zu haben, anstelle einfach von *Männern* zu sprechen, da diese doch schon als Männer lebten. Handelt es sich bei transsexuellen Frauen aber um Männer? Handelt es sich bei kastrierten und auf weiblich zurechtgemachten Männern um Frauen?

Problematisch könnte schon die offenkundig irreführende Bezeichnung der *Geschlechtsumwandlung* (*Pfäfflin, Junge* 1992) vorkommen. *Annette Runte* (1996) spricht nachvollziehbar von künstlichen *Pseudo-Geschlechtern* (*ibid.*, 17). Man kann rechtlich seinen Personenstand ändern lassen. Kann ein Mann oder eine Frau aber tatsächlich sein bzw. ihr Geschlecht umwandeln lassen? Hier scheinen mir schon auf der Handlungsebene erhebliche Zweifel erlaubt. Faktisch kann man mithilfe von plastischer Chirurgie einige anatomische Merkmale seines eigenen Geschlechts beseitigen

und gewisse Äußerlichkeiten des anderen Geschlechtes simulieren bzw. nachahmen (Fiedler 2004, 155) und Geschlechtsmerkmale per Hormongaben hervorrufen oder unterdrücken lassen¹⁹. Diese Maßnahmen werden als Therapie ausgegeben, nachdem andere Therapien, z.B. Psychotherapien nicht gegriffen haben. Paul McHugh (2004) vertrat in seiner kritischen Stellungnahme mit dem Titel *Surgical Sex* eine gegenteilige Ansicht. Mit dem Blick auf empirische Forschungen sah er keine Psychotherapie per Skalpell, sondern eine verhängnisvolle Kollusion von Psychiatrie, Chirurgie und sexueller Abweichung (*sexual deviation*). McHugh begründete seine Kritik u.a. mit empirischen Untersuchungen, die gezeigt hätten, dass jenseits der persönlichen Zufriedenheit über diesen Schritt sich weder die emotionalen Probleme von Transsexuellen noch deren Lebenssituation durch die Operation geändert hätten.

6.3 Leibphilosophische Aspekte der Transsexualität

Was ließe sich leibphilosophisch zu diesem Komplex anmerken? Wir finden hier zunächst die Bimodalität des Leibsubjekts, sich einerseits auf eine unvergleichliche Weise wie von innen zu fühlen und sich andererseits wie von außen anschauen zu können. Zwischen dem inneren Erleben des Subjekts und dem objektivierenden Blick auf sich zeigt sich mit gewissen Variationen im Hinblick auf Geschlechtszugehörigkeit, Lebenssituation und Lebenslauf eine Differenz, die sich zu einem bleibenden Konflikt und schließlich zu einer Störung auswächst. Die Störung wird dann manifest, wenn der wie von außen so wahrgenommene *Körper* zum Gegenstand von objektivierenden chirurgischen Maßnahmen wird, um das subjektive Erleben zu exekutieren, und also den Konflikt und die damit verbundenen Spannungen zu beenden. Interessanterweise ist eine hohe Zahl von Transsexuellen mit der Tatsache der Operation zufrieden – es gäbe ohnehin keinen Weg zurück.

Leibphilosophisch landet der „Trans-Gedanke“ in einer Sackgasse. Denn die Leibphilosophie verweist auf eine radikale Differenz in der Intersubjektivität: Das Leibsubjekt ist Mittelpunkt einer je eigenen leiblichen Welt. So kann ich letztlich nie erfahren, wie ein anderes Subjekt sich erlebt – dies gilt *vice versa*. Dies gilt auch unabhängig davon, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Subjektiv formuliert: Wenn ich als Mann zu der Ansicht käme, ich erlebte wie eine Frau, ich sei eine Frau, so handelt es sich doch immer um *mein Gefühl, mein leibliches Erleben*, das ich aufgrund eigentümlicher Wahrnehmungen und gewisser Vorstellungen in dieser Hinsicht interpretiere. Wie will ich aber als Mann wissen, wie eine Frau sich fühlt? Spielen sich hier nicht – wie auch immer entstandene - Vorstellungen ein, die ich von dem Erleben einer Frau habe, insbesondere, welche Klischees von Frau ich in meinen

¹⁹ Zu Zeiten, da die Chirurgie diese Möglichkeiten nicht bereitstellte, war in Fällen anatomischer sexueller Uneindeutigkeit lediglich eine Standesänderung möglich – auch dies konnte einen schwerwiegenden Eingriff darstellen, wie *Herculine Barbin* (1998) in ihren Erinnerungen ergreifend deutlich gemacht hatte (*Schäffner, Vogl* 1998). Ansonsten war nur ein Travestie-Spiel möglich.

Vorstellungen zur Anwendung bringe? Dann aber, als Mann, müsste ich mich mit meinen ablehnenden Einstellungen gegenüber meiner sozialen Rolle, insbesondere aber gegenüber meinen Geschlechtsorganen auseinandersetzen. Ich müsste mich mit meinem Begehren, eine Frau zu sein, samt der darin inkludierten Destruktivität²⁰ auseinandersetzen. Was bringt einen Mann dazu, sich Penis samt Hoden amputieren und sich stattdessen die Simulation einer Vagina chirurgisch einbauen zu lassen. Ein Vorgang, der auch nicht unkompliziert ist, muss doch das erneute Zusammenwachsen der Vaginasimulation durch *Bougierung* unter Schmerzen verhindert werden (vgl. *Lessenich* 2012). Ebenso sind gesundheitliche Risiken zu bedenken. *Volkmar Sigusch* (2007) spricht mit dem Blick auf die zum Teil lebenslangen Nachbehandlungen von einer paramedizinischen Subkultur (*ibid.*, 357). Schließlich müssten sich Transsexuelle mit der Rastlosigkeit ihres Begehrens auseinandersetzen, immer weitere chirurgische Veränderungen an sich vornehmen zu lassen, um ihr Idealbild von *Frau* oder *Mann* zu realisieren. *Sigusch* (2007) hat diese Praktiken überzeugend in einen weiteren gesellschaftlichen Zusammenhang gestellt. *Paula-Irene Villa* (2008) hat die Manipulationen am Körper zutreffend als *Technologien des Selbst* bezeichnet.

Annette Runte (1996) hatte sich in ihrer klugen und materialreichen Studie *Biographische Operationen* dem Umstand gewidmet, dass Transsexuelle ein hohes Bedürfnis nach Biographie haben²¹. Für *Gernot Böhme* (1997) bezeugt die Blüte der Biographik genauer besehen einen Mangel, nämlich einen Mangel an Substanz und Kontinuität im Leben. Durch die Konstruktion einer Biographie versuche das Individuum sich im Wechsel der sich ständig wandelnden äußeren Verhältnisse zusammenzuhalten (vgl. *ibid.*, 115).

6.4 Neosexualitäten

Die vielleicht offenkundigste Auflösungserscheinung gewohnter Vorstellungsweisen wird mit der von dem Sexualforscher *Volkmar Sigusch* aufgebrachten Idee einer *neosexuellen Revolution* (2007, 9), resp. der von ihm so genannten *Neosexualitäten* (*Sigusch* 2005) bezeichnet. *Neosexualitäten* finden sich als Ergebnis einer eigentümlichen, aufschlussreichen Entwicklung: Wo am Anfang regelmäßig von *Perversion* die Rede war (*Ammerer* 2011), was z.B. von dem Psychiater und Sexualforscher *Richard Krafft-Ebing* (1894/2010) noch als *pathologisch pervers* eingeordnet wurde – in *Siguschs* (2005) Wahrnehmung ist es heute harmlos zur *Vorliebe* geworden. Allenfalls spricht *Sigusch* noch von sexueller Sonderbarkeit. Ansonsten sieht er eine *partiel-*

²⁰ Auch die Destruktivität bedarf einer differenzierenden Betrachtung. *Jean Lessenich* führte in ihrer Autobiographie *Die transzendierte Frau* aus, dass sie ihren Penis nicht hasste. Sie „wollte ihn nur loswerden. Sie „empfand ihn als überflüssig“ „Mit ihm konnte ich nicht als Frau leben, mit ihm war ich keine Frau“ (*Lessenich* 2012, 45). *Lessenich* lebte einer Partnerin zuliebe nach ihrer Operation wieder als Mann, um nach deren Tod wieder zur Frau zu „transzendieren“.

²¹ Der *Annette Runt*s Studie zugrundegelegte primäre Textkorpus besteht aus 40 (auto)biographischen Texten von Transsexuellen, bzw. über Transsexuelle, die zwischen 1930 und 1990 in deutscher, französischer und englischer Sprache als Unterhaltungsliteratur veröffentlicht wurden (*Runte* 1996, 23).

le Entdämonisierung der Perversion. Es habe sich die Grenze zwischen Normalität und Anormalität, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit beträchtlich verschoben (Sigusch 2005, 101). Durch die neosexuelle oder *dritte sexuelle Revolution*²² wurden Sigusch (2007) zufolge die alten Vorstellungen von Sexualität auseinandergelegt und neu zusammengesetzt. Dadurch traten Dimensionen, Intimbeziehungen und Sexualfragmente hervor, die bisher keinen Namen hatten oder gar nicht existierten (Sigusch 2007, 10).²³

6.5 Grenzziehungen im Hinblick auf Besorgnis erregende Praktiken

Selbst wenn heute zu Recht eine gewisse Freiheit in der Rede über den Sex zu konstatieren ist, so gilt doch keineswegs schon das „Alles geht“. Die in weiten sozialen Sphären zumindest formell einigermaßen akzeptierte Homosexualität wird insbesondere durch Religionsgemeinschaften noch immer pathologisiert. Grenzziehungen bezüglich Besorgnis erregender sexueller Praktiken sind nach wie vor im Werk. Das gilt im Hinblick auf das Inzestverbot. Inzest gilt als das letzte Tabu und ist eine strafbare Handlung (vgl. Hirsch 1990, 3). Dies gilt auch für den einvernehmlichen sexuellen Verkehr von Geschwistern. Darüber hinaus sind Grenzziehungen im Hinblick auf generationenübergreifende Sexualität, insbesondere die Pathologisierung, Kriminalisierung und öffentliche Ächtung der Pädophilie erfolgt (Hahn, Stiels-Glenn 2010). Grenzziehungen betreffen des Weiteren sexuelle Praktiken mit Tieren, im deutschen Sprachraum *Sodomie* genannt. Von der Sodomie als Problem ist in derzeitigen deutschsprachigen Diskursen allerdings kaum noch die Rede, auch wenn man davon ausgehen darf, dass sie nach wie vor stattfindet.

Eine gut funktionierende Methode der Grenzziehung ist die *Skandalisierung* (Kepplinger 2005) per *Moralpanik*. Rüdiger Lautmann (2002) zufolge bieten sich Moralpaniken im Bereich des Sexuellen derzeit und in naher Zukunft als Motor der Thematisierung an. Ihr Einfluss werde meist unterschätzt, weil man sie nicht ernst nimmt, weil man den Gegenstand und die Befürchtung läppisch findet, weil man von sich selber am letzten glauben würde, dass man einer Mär aufsitzen könnte. Er schließt sich darin Goode und Nachman (1994, 229) an, die die Ansicht vertraten, „Moralpa-

²² Sigusch (2007): „Würden die Reformationen und Transformationen, die um 1910 herum erfolgten, als erste sexuelle Revolution des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden und die um 1970 herum als zweite, könnte auch von der dritten sexuellen Revolution gesprochen werden (Sigusch 2007, 10).

²³ Sigusch (2007) präsentiert eine beeindruckende Liste: „Die uns heute als diskursive Figuren beschäftigen, sind zum Beispiel: die zuviel oder zuwenig, also immer falsch liebende Mutter; der physisch oder psychisch abwesende Vater; das sexuell missbrauchte Kind; der sexistische, gewalttätige Mann; der eiserne, männliche Mann; die amphiphile Frau mit dem erotischen Kontinuum; der medial fabrizierte Sexsüchtige; der Kinder und Frauen armer Länder benutzende Sextourist; der elektronisch zerstreute Perverse; der Single; der medizinisch reparierte Impotente; der operativ beruhigte Geschlechtszweifler; der Gender Blender diessseits der Chirurgie; der gewissenhaft HIV-Prävention betreibende Schwule; das kirchlich gesegnete und staatlich registrierte gleichgeschlechtliche Paar; der in sich selbst Verliebte; die Fakesexerin; der futuristische Cybersexer; vor allem aber das historisch und sozial asymmetrische, kulturell dissoziierte, politisch verunsicherte, emotional misstrauische, philosophisch aporetische heterosexuelle Paar“ (2007, 10).

niken sind ein entscheidendes Element im Gewebe des sozialen Wandels“ (*Lautmann* 2002, 497). Hierbei spielen die Massenmedien regelmäßig eine führende Rolle. Mit der Moralpanik haben die Massenmedien ein zentrales Element ihrer Entwicklung gefunden und besetzt (*ibid.*, 498). Neuerdings werden aus gegebenem Anlass (*Jörg Kachelmann, Dominique Strauss-Kahn*) kampagnenhaft neopuritanische Botschaften amerikanischer Provenienz ins Spiel gebracht, die sexualmoralische Vorgaben für Personen, die öffentliche Positionen einnehmen, verschärfen sollen. Diese Kampagne moduliert sich Prozessen um die Aufdeckung von sexuellen Gewaltverbrechen auf.

Nathalie Weidenfeld (2011) machte Angriffe auf die Trennung von öffentlichem und privatem Leben aus, die sie mit dem Blick auf den Schutz der Privatsphäre zu den großartigen Errungenschaften zählt. *Weidenfeld* betonte die unheilvolle Rolle bestimmter Medien, insbesondere der Printmedien. Sie fragte: „Ist es nicht ein Armutszeugnis, dass wir Fernsehmoderatoren oder Politiker als Vorbilder für unser Ehe- und Sexualleben brauchen?“ (*ibid.*), und verwies auf den heuchlerischen Aspekt dieser Debatte: Dieselben Zeitungen, die sich mit Bildern freizügiger Mädchen schmücken und Kontaktanzeigen für Swingerclubs und Bordelle veröffentlichen, deren Dienste ein nicht unbeträchtlicher Teil ihrer Leserschaft in Anspruch nimmt, weil er sexuelle Freizügigkeit in dieser oder anderer Form praktiziert, prangern das Fremdgehen berühmter Personen an. Es wird die Fiktion einer öffentlichen Spielerschar skizziert, die allen anderen ein sittlich einwandfreies Leben vorspielen sollen.

Die Ächtung von Nonkonformisten per Skandal funktioniert per Eingrenzung und Ausgrenzung. Sie dient der Sicherung des Überlegenheitsgefühls der Eingegrenzten und der Ausgrenzung und Unterwerfung der Skandalisierten (*Kepplinger* 2005, 86).

7. Über einige Nachteile, Leiden und Folgen des hochdifferenzierten komplexen Denkens in der Rede über den Sex

7.1 Systempathologische Symptombildungen

Die psychotherapeutische Erfahrung geht dahin, dass verwirrenden und unübersichtlichen Differenzierungen und Komplizierungen häufig einfache, existentielle Anliegen und Nöte zugrundeliegen, deren *Unerträglichkeit* und die von ihnen ausgehende *Gefahr für die Existenz* erst die Differenzierung und Komplizierung hervorbringen. Letztlich dürfte es darum gehen, Ohnmacht, Makel, Not und Scham zu verbergen.

Das hochdifferenzierte, komplexe Denken dekonstruktivistischer Gender-Theorien hebt sich vom konventionellen, weitgehend positivistisch und pragmatisch-simpel verfassten Denken des Alltags nicht nur als glatter Gegensatz ab, sondern erscheint - nicht zuletzt durch den abstrakten, elitär-elaborierten Sprachstil dieser Theorien - auch völlig fern und losgelöst von diesem. Im Ergebnis fällt die Wirkung des hochdifferenzierten, komplexen Denkens auf das Alltagsdenken, geschweige denn die All-

tagspraxis, ziemlich gering aus. Es führt eher zu Irritationen, die wieder neue Herausforderungen hervorbringen (vgl. *Großmaß* 2010, 69ff). Da aber Wirkungsmangel für Richtigdenkende überaus kränkend und nur schwer zu ertragen ist, bietet er alsdann Grund und Gelegenheit zu systempathologischen Symptombildungen. Weil sich die Wirkung nicht von selbst einstellt, werden die sich auftuenden Lücken und Abgründe normativ überbrückt. Es kommt zur Initiierung von *Rechtleitungen*, die dann- z.B. als Handreichungen und Sprachregelungen - politisch verordnen und bürokratisch institutionalisieren sollen, was sich als vernünftige Einsicht und gefällige Praxis nicht von selbst einstellen mag. Diese Überbrückungsversuche weisen Symptomcharakter auf und generieren neuerlich gravierende Probleme. Die normative Reduktion der kaum noch vermittelbaren Komplexität dieses Denkens steht somit stets in der Gefahr, in der Praxis totalitäre Züge anzunehmen und zur kulturellen Gängelung zu verkommen. Dadurch werden eher Unverständnis und Ablehnung geweckt, als die gesteckten Ziele erreicht.

7.2 Political Correctness und die Formierung des Denkens

Die Sexualität bildet nicht nur den intimsten Bereich des Menschen, sein tiefeibli-ches, unvergleichliches Erleben in der Begegnung einer Anderen und Fremden oder mit einem Anderen und Fremden, insofern um einen Praxis- und Erlebensbereich größter Selbstbezüglichkeit und gleichzeitig innerer Freiheit, sondern sie wird auch als äußere Kampfzone machtvoller, normierender Interessen inszeniert. Politisch geht es heute offenbar darum, die Meinungsfreiheit wie auch die Freiheit der Wissenschaft zu bestreiten, indem in die Rede über den Sex bis in Grammatik und Wortwahl normativ eingedrungen wird. Es wird wieder einmal *Neusprech* (*Orwell*) kreiert, *semantischer Normalismus*, der die Benutzung und Vermeidung von bestimmten Formulierungen und Schreibweisen einfordert. Mit dem politisch verordneten *top-down* Projekt des sogenannten *Gender Mainstreaming* wird der Versuch unternommen, flächendeckend eine meist formelhafte, angeblich geschlechtersensible Sicht- und Schreibweise einzuführen. Die Idee des *Gender Mainstreaming* in der geschriebenen und gesprochenen Sprache zu verdeutlichen, hat nach mehreren Versuchen die problematische Form der Binnenversalie hervorgebracht. Diesem Zeichen einer feministischen Ideologie attribuieren *Christiana Maria Edlhaimb-Hrubec* und *Hans-Peter Edlhaimb* die Gefahr der Stigmatisierung und Selbststigmatisierung. Sie laden in der Auseinandersetzung mit der Diversität der Geschlechter zu diskursiver Konv-ision (*Edlhaimb-Hrubec* 2004) ein, um Menschen gendersensibel und gendergerecht zu begegnen (vgl. *Edlhaimb-Hrubec, Edlhaimb* 2011).

Nach der Vierten Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen 1995 wird in der Europäischen Union im Amsterdamer Vertrag 1997 verpflichtend das Konzept des *Gender Mainstreaming* im Sinne der Gleichstellung von Männern und Frauen unterzeichnet (vgl. *ibid.*, 14). Um dieses Konzept ins Werk zu setzen, wurde in Deutsch-

land und Österreich erheblicher Aufwand betrieben. Es wurden eigens bürokratische Einrichtungen und Beauftragte geschaffen. So soll z.B. durch die Einrichtung eines „GenderKompetenzZentrums“ das „Gendermainstreaming“ ressortübergreifend in die Arbeit der Deutschen Bunderegierung implementiert werden (vgl. *Zastrow* 2006, 15). *Gender Mainstreaming* ist mittlerweile in fast allen Geschäftsordnungen der Länder und des Bundes implementiert. Der Deutsche Städtetag empfiehlt die Umsetzung (*Stiegler* 2010, 935).

In Österreich formulieren 2007 das Bundeskanzleramt und die Bundesministerin für Frauen, Medien und Öffentlichen Dienst strategisch entschlossen die Einbeziehung der Genderperspektive auf allen Ebenen und in allen Bereichen. Ein österreichisches Bundesministerium für Männer und Männerangelegenheiten gibt es bis dato nicht (vgl. *Edlhaimb-Hrubec, Edlhaimb* 2011, 17).

Im Hochschulrahmengesetz ist *Gender Mainstreaming* verbindlich vorgeschrieben. In öffentlichen Einrichtungen, z.B. Universitäten, werden durch eigens zu diesem Zweck geschaffene Institutionen Merkhefte über die politisch korrekte Abfertigung von Texten und gendermäßig korrektes Zitieren herausgegeben, wie der Leitfaden für geschlechtergerechtes Formulieren an der Donau-Universität Krems in Österreich zeigt (*Donau-Universität Krems* s.a.).

Auch das *Doing Gender*, das nachvollziehbar wünschenswerte Studium der Prozesse, wie Geschlechter-Differenzen durch Frauen und Männer per Verhalten praktisch realisiert werden (vgl. *Schigl* 2010, 146; *Scheffler* 2009, 45), ist durch seine bürokratische Institutionalisierung in Gefahr, im Alltag zur Parole einer peinlichen ideologischen Normalisierungsbewegung zum beflissen-munteren Mitmachen zu werden. Per Deklaration des *Doing Gender* wird die neuerdings richtige Gesinnung in Sachen Sex demonstriert. Es gilt, sich gleichsam per Parole auszuweisen und sich dem *Mainstream* der *Political Correctness* opportunistisch einzufügen. *Jörg Schönbohm* (2009) problematisierte in seiner Polemik gegen die politische Korrektheit, dass diese dazu führe, dass wir unsere Identität aufgeben: Schließlich könnte alles was uns ausmacht und worüber wir uns definieren, bei anderen Vorbehalte hervorrufen. „Also geben wir in vorauseilendem Gehorsam das auf und hoffen, es damit allen schön recht zu machen“ (*ibid.*, 43). „Wichtiger als die Kenntnisse und Bewertungen von Fakten sind heute „richtige“ Gesinnung und „genehme“ Meinungen“ (*ibid.*, 42). Soweit sie diesem Projekt widerspricht, muss die freie Rede über den Sex skandalisiert und im Sinne des normativ höherwertigen Interesses öffentlich lizenzierter Ideologie formiert werden. Alternativen zu diesem Denken sowie allfällige Kritiken können alsdann empört zur Kenntnis genommen werden, als *genderunsensibel* unmöglich und moralisch verächtlich gemacht werden. *Skandalisierung* zielt auf die Verunmöglichung von Abweichung. Abweichungen von der Norm sollen zum Verschwinden gebracht oder wenigstens an den Rand des Seriösen und Beachtlichen gedrängt werden. Der Kommunikationsforscher *Hans Mathias Kepplinger* (2001) hat die Mechanismen der von

ihm so genannten *Skandalisierung* untersucht. Ihm zufolge weisen alle Skandale totalitäre Züge auf: Sie zielen auf Gleichschaltung aller, weil die öffentliche Abweichung einiger den Machtanspruch der Skandalierer und ihrer Anhänger in Frage stellen würde (*ibid.*, 86f)

Nun weiß man allerdings, dass überall da, wo Verhalten in Muster gepresst, Sprache normativ geregelt und eine bestimmte Form von Sittlichkeit bürokratisch institutionalisiert werden soll, im Ergebnis nur Scheinlösungen erzeugt werden. Als Systempathologie entsteht *doppelte Wahrheit*. An der Oberfläche wird Anpassung bewirkt, im Untergrund aber Reaktanz. Derart führt doppelte Wahrheit zur Erzeugung und Konservierung latenter Infantilität: Weil er das Licht der Öffentlichkeit scheuen muss, prozessiert der reaktante Teil dieser doppelten Wahrheit unbehelligt im Untergrund. Als eine Art kryptischer Eigentlichkeit entzieht er sich der offenen Auseinandersetzung, vermeidet Abarbeitung an der Realität und intellektuelle Kritik, verhindert damit Weiterentwicklung und bleibt gleichsam infantil.

Hier wäre anzumerken, dass weder die Generierung doppelter Wahrheit noch die Konservierung von problematischen Ansichten das Ziel wahrheitsorientierter psychotherapeutischer Diskurse sein kann. Weswegen in einer der Ermittlung von intersubjektiven Wahrheiten verpflichteten Psychotherapie einer normativen Ethik nicht das Wort geredet werden kann, habe ich früher dargelegt (*Schuch* 1988; vgl. *Leitner, Schuch et al.* 2009).

7.3 Schlachtfeld und Gegengesellschaft

In der Folge der Diffusion der Sachebene, die nur die Erosion traditioneller gesellschaftlicher Strukturen reflektiert, befinden wir uns nicht mehr auf einem wissenschaftlichen *common ground*, von dem aus in guter Gewohnheit einigermaßen sicher, friedlich und vernünftig gemeinsame Erörterungen über den Sex angestellt werden könnten. Ganz zu schweigen von der Einnahme selbstkritisch-reflektorischer Perspektiven. Vielmehr finden wir uns unversehens und offenbar unentrinnbar positioniert auf einem unübersichtlichen Schlachtfeld unversöhnlich-konfligierender, ideologischer Perspektiven wieder. Nicht Aufklärung, sondern konkurrierende Positionierung und unverhohlene Machtbesessenheit heißt die Parole. Gemeinsamkeiten bieten sich im Machtspiel ideologischer Interessen nicht mehr von selbst an und lassen sich auch nicht mehr ohne weiteres entwickeln. *Rüdiger Lautmann* (2002) sprach von *konflikthaften Szenen der Gegenwart*. Die Konflikte sind Legion. Sie betreffen keineswegs allein die klassischen Themen wie Mann versus Frau, Sex versus Gender, Heterosexualität versus Homosexualität, oder die feministische Kritik an der Heterosexualität, oder die Hegemonie der Männer, sondern umfassen auch die Kritik der Feministinnen an den Transsexuellen und deren hasserfüllten Reaktionen auf die feministische Kritik. Nicht zu vergessen auch die konservative Kritik an der chirurgischen Herstellung von simulierten Geschlechtskörpern (*Surgical Sex*). Da-

durch werden zunehmend unübersichtliche Situationen geschaffen, die zahlreiche Möglichkeiten eröffnen, multiple ideologische Fehler zu begehen. Wie z.B. durch diejenigen Feministinnen, die technologische Innovationen zur Geschlechtsangleichung ablehnen, weil sie das Primat der Geschlechterdifferenz auszulöschen drohen, dabei aber in Gefahr laufen, die heterosexuelle Fortpflanzung zu naturalisieren und zudem in Widerstreit mit Initiativen zur Bekämpfung der Homosexuellenfeindlichkeit sowie mit der Intersex-Bewegung und auch noch der Transgender-Bewegung zu geraten (*Butler* 2010, 24).

Julia Kristeva (2007) zufolge lehnten die radikaleren feministischen Strömungen die vorhandene Macht ab und machten aus dem anderen Geschlecht eine Gegengesellschaft. Wie jede Gesellschaft gründete die Gegengesellschaft auf der Ausweisung der Ausgeschlossenen (*ibid.*, 242). Es hätte sich die Vorstellung einer alternativen weiblichen Gesellschaft herausgebildet, eine Art Alter Ego der offiziellen Gesellschaft, in der die Hoffnungen auf Lust Zuflucht finden sollten. *Kristevas* Ansicht zufolge erzeugt die Logik der Gegenmacht und der Gegengesellschaft selbst durch ihre eigene Struktur ihr Wesen, ein Abbild der bekämpften Gesellschaft oder Macht zu sein. *Kristeva* sah in dem modernen Feminismus nur einen Moment in dem endlosen Prozess des Zusichselberkommens der unerbittlichen Gewalt. Und fragte, ob am Ende dieser Logik aus dem Feminismus nicht ein umgekehrter Sexismus geworden ist (*ibid.*, 243). Mit dieser Einschätzung könnte sie sich gut mit *Jacques Derrida* treffen, durch dessen Dekonstruktion *Frauenrechtlerinnen zu Männern* wurden. *Derrida* hielt den Feminismus für ein Verfahren, durch das die Frau dem Mann, dem dogmatischen Philosophen ähneln will, indem sie die Wahrheit, die Wissenschaft, die Objektivität fordert (*Lindhoff* 2003, 102). *Derridas* Dekonstruktion ging weiter: Die Versuche des Feminismus, der Frau eine neue Bedeutung zu verleihen, um damit einen Eigenwert des Weiblichen zu schaffen, das dem Männlichen ebenbürtig gegenüber stehe, bewegten sich innerhalb des phallogozentrischen Systems, indem sie die Zweigeschlechtlichkeit bestätigten (*Lindhoff* 2003, 102; vgl. *Sigmund-Wild* 2000, 48).

7. 4 Topographie: Blicke vom Rand und andere Sichtweisen

Die bevorzugte Sichtweise der Phänomenologie ist die *Topographie*. Als Verfahrensweise ist die Topographie räumlich orientiert. Sie beschreibt Wege, Grenzlinien, Verbindungen und Kreuzungsstellen und enthält sich damit den Ideen systematischer Verknüpfung oder zeitlicher Abfolge (vgl. *Waldenfels* 2006).

Phänomenologisch-topographisch lässt sich in der Rede über den Sex eine Positionierung des Blickes auf die Sexualität von der Mitte hin zu deren Rändern notieren. Eine andere Variante liegt in dem Blick aus der Nische. Durch beide Sichtweisen, vom Rand und aus der Nische, ergeben sich jeweils eigentümliche Ansichten: Der Blick von den Rändern vermag zwar die normativen Vorstellungen und Praktiken,

die in der Mitte vorherrschen, auf eine spezifische Weise auszuleuchten, ihnen so eine bestimmte Prägnanz zu verleihen und sie also zu problematisieren. Die Ausleuchtung vom Rand her wirft allerdings auch lange Schatten und der Bereich des Nichtgesehenen ist relativ groß. Insbesondere mangelt es an Überblick. Ähnliches ließe sich über den Blick aus der Nische sagen. Auch hier ist der Blickwinkel eigentümlich eingengt und lässt vieles außer Acht. Diese Art von Einblicken produzieren Defizite. Sie sind insofern mit Nachteilen behaftet. So müssen sich Blicke vom Rand als auch solche aus der Nische zuerst befragen lassen, in welchem Umfang ihre Blickwinkel zu ihren Befunden beitragen. Es wird zudem fraglich, ob sie überhaupt in der Lage sind, die normativen Vorstellungen und sexuellen Praktiken der Mitte angemessen zu erfassen und ihnen gerecht zu werden. Auf einem anderen Blatt steht, ob diese Ansichtsweisen überhaupt den Praktiken und Ansichten der Mitte gerecht werden wollen. Warum fehlt z.B. bis dahin eine *Geschichte der Heterosexualität*?

Umgekehrt wäre zu fragen, ob Blicke vom Rand beziehungsweise aus der Nische, von der Mitte aus gesehen, dort das herrschende Selbstverständnis treffen, geschweige denn Akzeptanz oder gar Zustimmung finden könnten.

Nun liegt all dies nicht in der Absicht *queerer* Blicke. So, wie es deklariert wird, liegen deren Ziele in der *Verflüssigung des Selbstverständlichen* (Ziegler 2008, 13) respektive in einer *VerUneindeutigung* von Geschlecht und Sexualität, um in das *dominanzgesellschaftliche Feld heteronormativer Selbstverständlichkeit* einzugreifen (Engel 2002, 231). Es geht um die Kritik und Auflösung der konventionellen Vorstellungen von Sex, wenn denn nicht um die Beendigung der so behaupteten *phallischen Diktatur* samt ihrer heterosexuellen Prävalenz. Es geht letztlich um die Öffnung der Optionen für alle möglichen sexuellen Ansichten und Praktiken. Jedenfalls soll die Tatsache, dass Menschen sich bis auf einige Ausnahmen in zwei Geschlechtern entwickeln und sich bisher auch noch so fortpflanzen, nicht länger als zeitlos gültige „göttliche Ordnung“ oder auch nur als biologisch-natürliche Tatsache verstanden werden, weil diese geeignet seien, sowohl den Blick auf die Sexualität prävalent zu normieren, als auch die damit zusammenhängenden kulturellen Ordnungsvorstellungen und Rollenzuweisungen zu konservieren.

Bernhard Waldenfels (2008) hatte unter seinem Gesichtspunkt *des Fremden* auf eine problematische Umkehrung hingewiesen: Wer Abweichungen, Ausnahmen und Grenzfälle als solche verteidigt, setze sich dem Vorwurf eines Marginalismus oder eines Extremismus aus, bei dem die Dominanzen lediglich vertauscht würden. In der Tat würde man auf grundsätzliche Weise den Rand gegen das Zentrum, die Ausnahme gegen den Regelfall, das Extrem gegen den Mittelwert starkmachen, so würde man das Anormale selbst zur Normalität erheben. Diese Umkehrung gliche der exotistischen Vorliebe für das Fremde, die sich als eine sublimierte Form der Aneignung erweist (Waldenfels 2008, 15).

Last but not least soll auch die systemtheoretische Rede über den Sex nicht vergessen sein: Auch die abgehobene, objektivierend-systematisierende Ansichtswiese kommt, phänomenologisch beurteilt, nicht unproblematisch vor: Z.B. der systemtheoretische Blick auf den Sex (*Lewandowski* 2004), so differenzierend und ordnend er im Detail auch vorkommen mag, konveniert nicht, solange er in einer exzentrischen, objektivierenden Position verharret und formell differenzierende Gesichtspunkte ins Feld führt. Der erkenntnisleitende Gesichtspunkt der eigenen sexuellen Erfahrung und die Ansicht, dass Theoriebildungen über Sexualität zuerst erlebnistheoretisch-phänomenologisch zu thematisieren wären, bleiben der Systemtheorie fremd.

8. Einige phänomenologisch-erlebnistheoretische Perspektiven

8.1 Die Welt als menschliche Welt und kulturelle Schöpfung

Folgt man phänomenologisch-erlebnistheoretischen Ansichten, wie denen von *Maurice Merleau-Ponty* (1966; 1976; 1986), dann gilt das Primat der Wahrnehmung (*Merleau-Ponty* 2003), dann ist die Welt stets eine menschliche Welt, nämlich eine vom Menschen sinnlich realisierte und mit Bedeutung versehene, kulturelle Schöpfung. Dies ist zunächst nicht nur darin begründet, dass die Welt das ist, was wir sehen (*idem* 1988), sondern auch, dass der sich, die Welt und sich in der Welt wahrnehmende Mensch stets im Zusammenhang mit dem von ihm Wahrgenommenen gedacht werden muss. *Merleau-Ponty* nannte das den *Chiasmus von Sehendem und Gesehenem*. Insofern die Welt durch die sinnlichen Realisationen des Menschen gebildet wird, ist sie seine kulturelle Schöpfung und kein mit sich selbst identisches Erkenntnisobjekt. *Merleau-Ponty* (1986) problematisierte, dass wir diese radikale Subjektivität in der Regel nicht wahrnehmen. Stattdessen habe in uns die Wahrnehmung den Glauben an eine Welt, an ein streng geknüpftes und kontinuierliches System natürlicher Tatsachen geweckt und wir glauben, dieses System könne sich alles einverleiben bis hin zur Wahrnehmung, die uns darin eingeweiht hat (*ibid.*, 46). Die menschliche Welt wäre demnach ein leiblich realisiertes, historisches Produkt, das selbst wiederum Geschichte produziert. Dies beträfe insbesondere auch den Begriff von Natur sowie den der Sexualität. Zumal es sich bei der Sexualität auch um eine moderne menschliche Sinnrealisation handelt.

Rüdiger Lautmann (2002) nahm in seiner *Soziologie der Sexualität* kein Blatt vor den Mund - sinngemäß: Ohne eine passende Sinnzuweisung vermag kein Mensch etwas mit den prächtigsten Geschlechtsteilen anzufangen (vgl. *ibid.*, 374).

8.2 Eros und Sex bei Maurice Merleau-Ponty

Hans von Fabock (1994), der sich mit Eros und Sexualität im Werk von *Maurice Merleau-Ponty* befasst hatte, hob u.a. hervor, dass Eros und Sexualität an zentraler Stelle in *der Phänomenologie der Wahrnehmung* (*Merleau-Ponty* 1966) verortet sind: Die Analyse des *Leibes als geschlechtlich Seiendes* befindet sich zwischen den beiden Kapi-

teln „Die Synthese des Eigenleibes“ und „Der Leib als Ausdruck und die Sprache“. *Merleau-Ponty* (1966) begriff die Sexualität als ursprüngliche Intentionalität. Geschlechtlichkeit (*sexualité*) ist im Sinne des *Eros* als eine leiblich fungierende Intentionalität, als atmosphärische Spannung auf den anderen und die Welt anzusehen. Im Sinne von *Sexualität* ist sie als Verhalten in Bezug auf den Geschlechtsunterschied aufzufassen. Liebe und Begehren bilden unterschiedliche Verhältnisse von Zwischenleiblichkeit und Interpersonalität. Von vornherein intersubjektiv situiert, stellen sie kein individuelles, reines Luststreben bzw. auf ein Objekt gerichtetes libidinöses Begehren dar. Liebe und Begehren bilden vielmehr unterschiedliche Polarisierungen eines geschlechtlichen Feldes. Das Begehren ist immer schon Begehren nach dem Begehren des Anderen (vgl. *Fabeck* 1994, 70). Eine rein sexuelle Begegnung kann es nach *Merleau-Ponty* nicht geben, weil sie immer schon von einem Hof von Liebe umgeben ist. Mit dem Blick auf *Merleau-Pontys* Spätwerk und seiner ontologischen Konzeption des Fleisches (*chair*) hob *Fabeck* die veränderte Auffassung von *désir* hervor, insbesondere im Hinblick auf das gegenseitige Bedingen - keine Sexualität ohne *Eros*, kein *Eros* ohne Sexualität - sowie auf *sexualité* als *Chiasma* der Geschlechterdifferenz. *Merleau-Ponty* sah diese Differenz keineswegs aufgehoben. In der erotischen Wahrnehmung schlägt sich eine dynamische Verflechtung mit dem Anderen in einer zwischenleiblichen Gestalt nieder. „Doch eine solche Gestalt setzt jeder möglichen Selbstgegenwart einen gewissen Selbstentzug voraus, auf dessen Grunde auch der Andere als Anderer sich überhaupt erst abheben kann“ (*Fabeck* 1994, 11).

Für den Mann *Merleau-Ponty* war der sichtbare Leib „getragen von einem streng individuellen Sexuelschema, in dem die erogenen Zonen sich akzentuieren, eine sexuelle Physiognomie sich vorzeichnet und der Männliche Körper, der seinerseits sich dieser affektiven Ganzheit integriert, sich zu entsprechenden Gesten aufgefordert fühlt“ (*Merleau-Ponty* 1966, 187).

Die Bedeutung der Psychoanalyse *Freuds* sah *Merleau-Ponty* bei aller Kritik vor allem darin, dass *Freud* biologischen Funktionen eine implizite Dialektik zugeschrieben hatte, indem er die Sexualität nicht auf ihre biologische Funktion reduziert, sondern sie als eine Art des Menschen interpretiert hatte, zur Welt und zum Anderen zu sein. Die Sexualgeschichte eines Menschen liefere einen Schlüssel zu seinem Leben überhaupt, weil sich in der Sexualität sein Verhalten zur Welt, zur Zeit und zum Anderen entwerfe (*ibid.*, 190).

8.3 Natur und Gesellschaft

Die Historikerin *Lyndal Roper* (1995) war im Verlauf ihrer Studien von der Überzeugung abgekommen, „daß die Geschlechtlichkeit (gender) ein Produkt kultureller und sprachlicher Praxis sei“ und zu der Ansicht gelangt, „daß die Geschlechterdifferenz ihre eigene physiologische und psychologische Realität besitzt und daß die Anerkennung dieser Tatsachen sich auf die Geschichtsschreibung auswirken muß“

(*ibid.*, 14). Demnach sollten die biologischen Grundlagen der menschlichen Existenz nicht vernachlässigt werden²⁴.

Schon viel früher hatte keine Geringere als die historische Gallionsfigur der Frauenbewegung, *Simone de Beauvoir* (1949/2000) darauf hingewiesen, dass die Geschlechtertrennung eine biologische Gegebenheit sei und kein Merkmal der Menschheitsgeschichte (*ibid.*, 15f). Gut philosophisch gebildet war ihr klar, dass wir weder der Natur noch der Gesellschaft entkommen können. In diesem Sinne argumentierten auch *Faraday Akashe-Böhme* und *Gernot Böhme* (2005): „Einerseits knüpft die gesellschaftliche Ausprägung der Geschlechtscharaktere an die Gegebenheiten des biologischen Geschlechts an, andererseits dringt die kulturelle Formation des Geschlechts tief in die leibliche Existenz ein, so dass die unterschiedlichen Lebensformen der Geschlechter schließlich ihre Spuren im naturalen Bereich zeigen“ (*Akashe-Böhme, Böhme* 2005, 94). Nach *Hilarion G. Petzold* (2003a), der sich stets um umfassende Definitionen bemüht, hat Sexualität eine je spezifisch als Gendermuster soziokulturell überformte biologisch-organismische Basis im *informierten Leib*. *Petzolds* Idee des *informierten Leibes* bildet, in letzter Instanz leibphilosophisch begründet, eine Basis, die weder biologisch reduziert, noch gänzlich im Sozialen aufgelöst werden kann. Zumal jede soziale Konstruktion Produkt eines konstruierenden Cerebrums ist, das wiederum vom sinnrealisierenden Leib lebendig wahrgenommen und mit Bedeutung versehen wird.

Natur und Kultur, auch Sex und Gender lassen sich nicht wirklich trennen. Die biologische Realität von Geschlechtlichkeit ist ernst zu nehmen, dies im Bewusstsein, dass selbst in einer biologischen Betrachtungsweise stets eine soziale Perspektive mitgegeben ist. Der Genderbegriff wie der Begriff des Biologischen – beides soziale Konstruktionen – erfordern immer eine Analyse der unter spezifischen Konstruktionsbedingungen entstandenen kulturbestimmten Männer- und Frauenbilder (*Petzold, Orth* 2011, 228). Der Geltungsanspruch biologischer Argumentationen wäre also einerseits einzuräumen und andererseits zu relativieren. Erfahrung und Natur erweisen sich als komplex verschränkt und sind offenbar nicht zu trennen. Deren Synergie sollte nicht unterschätzt werden. Ergebnisse der medizinisch-biologischen Forschung weisen darauf hin, dass Umwelterfahrungen, namentlich Stress, sich bis in die Genetik auswirken. Die neurobiologische Forschung hat zudem aufgezeigt, dass sich im Zusammenwirken von genetischer Disposition und neuen Erfahrungen die Architektur unseres Gehirns lebenslang entwickelt und sich so ständig verändert. Das heißt, die Art und Weise, wie wir uns erleben, uns in der Welt erleben, die Welt erleben und uns verhalten, geschieht neurobiologisch gesehen auf der Grund-

²⁴ Dafür sprechen u.a. auch die Ausführungen von *Norbert Bischof* (1985), einem kritischen Schüler von *Konrad Lorenz* (*Bischof* 1993). *Bischof* (1985) hatte sich dem Projekt verschrieben, die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes zwischen Intimität und Autonomie zu analysieren. Er beschrieb am Beispiel der Tradierung von Geschlechtschromosomen bestimmte Differenzen bei der Vererbung, die auftreten, je nachdem, ob es sich um Mann oder Frau handelt.

lage von über die Zeit synergetisch entwickelten und in neuronalen Verknüpfungen sedimentierten Mustern und geht wieder in diese verändernd ein. Hierbei spielt die neurobiologisch nachvollziehbare Überführung von Erfahrungen aus dem Kurzzeitgedächtnis in das Langzeitgedächtnis eine gewisse Rolle (vgl. *Kandel* 2006a, 2006b) sowie der Gedanke der *Neuroplastizität* des Gehirns.

Norbert Bischof steuerte eine annähernd phänomenologische Überlegung bei: Probleme wären vor allem dort zu erwarten, wo die Balance von Emanzipation und Rückbindung auf Kosten beider Pole nicht erreicht wird. Wenn aus irgendwelchen Gründen das Übergewicht auf die Seite der Emanzipation fällt, kann es leicht zu einer Kampfansage an die Gesellschaft und an die Natur kommen (*Bischof* 1985, 591). Sein Gedankengang leicht abgeändert: Während mir die Gesellschaft primär von außen begegnet, greift die Natur von innen nach mir. Sie sei jener mütterliche Aspekt, von dem ich mich nie freimachen könnte; wenn es so etwas wie meine Natur überhaupt gibt, dann kann ich nicht anders, als sie auch als Träger meiner Identität zu begreifen. Konsequenterweise kann ich ihren Bann also nur brechen, daß ich sie leugne (vgl. *ibid.*, 592).

9. Nähe und Grenzerleben

Marina Gambaroff sieht in der sexuellen Begegnung die Möglichkeit einer umfassenden Erfahrung, einer tiefgreifenden Erkenntnis des anderen. Die Voraussetzung dafür bilde allerdings ein integriertes Erleben der eigenen Geschlechtlichkeit (*Gambaroff* 2009, 134). Sie beschreibt die sexuelle Begegnung wie eine Aufhebung des einen im anderen, „wenn sich für die Dauer eines zeitlosen Moments Grenzen auflösen, Inneres sich nach außen kehrt und sich verbindet“ (*ibid.*, 135).

Sexualität ist der Bereich des Erlebens und Verhaltens, in dem erwachsene Menschen zahlreiche unvergleichliche Erfahrungen machen können. So z.B. die Erfahrung, dass der gesamte Horizont des Erlebens sich füllt und sich ein Gefühl von Nähe und Grenzauflösung einstellt. Dieses „Nahekommen“ gilt in zwei Richtungen: Zum einen kommen sie sich selbst am nächsten, indem sich – anders als im bewussten Zentrieren - ihr Inneres öffnet, ihr Erleben zunehmend sexuell getönt und motiviert vorkommt, bis es im Orgasmus überschwemmt wird. Zum andern kommen sie dem Anderen am nächsten: Sie berühren und werden berührt, penetrieren und werden penetriert, sie weiten sich, öffnen sich, strecken sich entgegen und nehmen aktiv in sich auf.

Szenisch lässt sich dieses Zusammenkommen als ein wechselseitiges Spiel begreifen, symbolisierbar im Tanz²⁵, als phänomenales Grenzerleben und schließlich als Austausch und Kontrollverlust im Orgasmus, der den ganzen Horizont des Erlebens überschwemmt. Als intensiv und glücklich wird empfunden, wenn die Innenerleben

²⁵ *Sigusch* (2007) hat als Titelbild *tanzende Paare* gewählt.

sich synchronisieren und für einen Moment zeitvergessen synton werden. Kontrollverlust und Grenzerleben bilden einerseits ein hervorragendes Motiv, die Geschlechterdifferenz für einige Momente als *wie aufgehoben* zu empfinden, und andererseits ein hervorragendes Problemfeld, in dem sich die unaufhebbare Konfliktzone der Sexualität zeigt: Die Differenz.

10. Die Differenz, das Andere und Fremde

10.1 Feministische Positionen

Die sexuelle Differenz bildet ein hervorragendes Thema feministischer, speziell auch lesbischer Diskurse. Die Problematik der Differenz wird dadurch verschärft, dass sie als Ausdruck der männlichen, frauenfeindlichen Hegemonie angesehen werden kann.

Angesichts der Vielzahl der Standpunkte, der Kompliziertheit und Empfindlichkeit dieses Denkens erscheint es offenbar auch Frauen außerordentlich schwer, in das feministische Denken über Differenz verständnisvoll einzudringen²⁶, geschweige denn, eine Übersicht über die differenten Ansichten zu gewinnen. Denn es geht ja nicht nur um die Differenz zwischen Männern und Frauen. Vielmehr, soweit es zumindest theoretisch gelungen ist, die Männer glücklich loszuwerden und sich von deren Art des Denkens zu absentieren, geht es um *Differenz zwischen Frauen* und *Differenz in Frau*. Das Spektrum der Differenzdiskussion reicht von der Ausgrenzung der Differenz bis zu deren Neubegründung. Insbesondere der dekonstruktive Feminismus will die in der *symbolischen Ordnung* verdrängte Differenz zurück ins Spiel bringen (Vinken 1992, 26).

Doch nicht genug der Komplikationen: Überdies unterliegen diese Theoriebildungen strengen Normen, geht es doch auch darum, theoretische Sünden zu vermeiden, z.B. einem Essentialismus zu verfallen oder gar die heterosexuelle Fortpflanzung zu naturalisieren (Butler 2010, 24). Es wäre demnach streng verboten, irgendwelche positiven Definitionen vorzunehmen, z.B. eine positive Theorie von Weiblichkeit hervorzubringen, weil *frau* damit wieder im Gefängnis des phallogozentrischen, hegemonialen Denkens gelandet wäre. Naomi Schor macht einen wesentlichen Teil der Problematik in ihrem erhellenden Essay *Der Essentialismus, der keiner ist – Irigaray begreifen* klar. Schor versuchte zu verstehen, „wie ausgehend von denselben Grundannahmen über die Exilierung der Frauen aus der Subjektivität, Beauvoir und Irigaray zu so radikal verschiedenen Schlußfolgerungen kommen“ (Schor 1992, 228) und diskutierte Positionen von *Simone de Beauvoir* und *Luce Irigaray*. *Beauvoir* habe die Mechanismen der *Veränderung* bloßgelegt, während *Irigaray* die Mechanismen entlarvt hätte, die sie per Analogie als *Verselbung* bezeichnete. „Insofern Veränderung

²⁶ Darauf deuten programmatisch-emphatisch, im Stil politischer Losungen verfasste Buchtitel hin, wie z.B. „Wider die Eindeutigkeit“ (Engel 2002) oder „In Anerkennung der Differenz“ (Ebermann, Fritz et al. 2010).

und Verselbung bei der Unterdrückung der Frauen zusammenwirken, müssen die Wirkungsweisen beider Prozesse entlarvt werden“ (*ibid.*, 229).

Während *Veränderung* miteinschließt, dass dem objektivierten Anderen eine Differenz zugeschrieben wird, die dazu dient, ihre Unterdrückung zu legitimieren, spreche *Verselbung* dem objektivierten Anderen das Recht auf ihre Differenz ab, indem sie den Anderen den Gesetzen der phallischen Spekularität unterwirft (vgl. *ibid.*, 229). Während die Veränderung unterstellt, dass der Andere erkannt werden kann, schließt Verselbung jedes Wissen vom Anderen in ihrer Andersheit aus. *Irigarays* Wette sei die, „daß die Differenz wiedererfunden werden kann, daß die unechte, aus Frauenfeindlichkeit gesetzte Differenz zurückerobert werden kann, um zu einer radikal neuen Differenz zu werden, die als die erste ernsthafte historische Bedrohung für die Hegemonie des männlichen Geschlechts anzusehen wäre“ (*Schor* 1992, 231).

10.2 Emmanuel Lévinas - eine männliche Sichtweise

Einen grundlegenden Ansatz hatte *Emmanuel Lévinas* aus männlicher Perspektive entworfen. Das Geschlecht war ihm keine spezifische Differenz, der Unterschied der Geschlechter auch keine Dualität. Denn zwei komplementäre Bezugspunkte setzen ein präexistentes Ganzes voraus. „Zu sagen, daß die geschlechtliche Dualität ein Ganzes voraussetze, hieße, von vornherein die Liebe als Verschmelzen zu setzen. Die Leidenschaftlichkeit der Liebe besteht jedoch in einer unüberbrückbaren Dualität der Seienden. Es ist ein Verhältnis zu dem, das sich für immer entzieht.“ (*Lévinas* 1989, 57). *Lévinas* fragte, ob es nicht eine Situation geben sollte, in der die Alterität einem Wesen als Positives, als Essenz eignet. „Ich glaube, das absolut konträre Gegenteil, dessen Gegenteiligkeit in nichts durch die mögliche Relation zwischen ihm und seinem Korrelat berührt wird, das Gegenteilige, bei dem der eine Pol das absolut andere bleibt, ist das Weibliche.“ (*ibid.*). *Lévinas* zufolge erfüllt sich die Alterität im Weiblichen. Das Weibliche sei ein Ereignis in der Existenz, das verschieden ist, von dem des räumlichen Transzendierens oder des Ausdrucks, die auf das Licht zugehen. Es ist eine Flucht vor dem Licht. Die Existenzweise des Weiblichen besteht darin, sich zu verbergen, und eine Tatsache des Sich-Verbergens ist genau die Schamhaftigkeit. (*ibid.*, 57f). Indem ich die Andersheit des anderen als ein Geheimnis setze, das als es selbst durch die Schamhaftigkeit bestimmt ist, setze ich es nicht als Freiheit, die mit der meinigen identisch ist und mit der meinigen im Kampf liegt, setze ich nicht ein anderes Seiendes mir gegenüber, sondern ich setze die Anderheit (*ibid.*, 58) *Simone de Beauvoir* (1992) hatte zu *Lévinas'* Ausführungen erstaunt und ironisch angemerkt, dass es *Lévinas* vermutlich nicht entgangen sei, „daß die Frau für sich auch Bewußtsein ist.“ (*ibid.*, 901). Sie kritisierte, „daß er ohne weiteres den Standpunkt des Mannes einnimmt, ohne auf die Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Objekt hinzuweisen. Wenn er schreibt, die Frau sei ein Geheimnis, so meint er damit, dass sie es für den Mann ist.“ (*ibid.*, 901). Ihr Argument aufgreifend und die Blick-

richtung ändernd, könnte man auch konstatieren, dass der Mann für die Frau ebenfalls ein Geheimnis bildet.

10.3 Luce Irigaray – eine weibliche Sichtweise

Die feministische Psychoanalytikerin und Philosophin *Luce Irigaray* (1979) hatte in ihrer Essaysammlung *Das Geschlecht, das nicht eins ist* im Abschnitt *Così Fan Tutti* („so machen’s alle Männer“) mit dem Geltungsanspruch der Psychoanalyse abgerechnet. Die Psychoanalyse halte über die weibliche Sexualität den Diskurs der Wahrheit. Ein Diskurs, der das Wahre über die Logik der Wahrheit sage, nämlich, dass das Weibliche nur im Innern von Modellen und Gesetzen vorkomme, die von männlichen Subjekten verordnet seien. Sie schloss daraus, dass für die Psychoanalyse nicht wirklich zwei Geschlechter existierten, sondern nur ein einziges. *Eine einzige Praxis und Repräsentation des Sexuellen* (Irigaray 1979, 89). Ihr zufolge wurde das Weibliche immer nur als Rückseite, ja als Kehrseite des Männlichen definiert (*ibid.*, 165). Die Frau käme lediglich als ein kastrierter Mann vor. Die Klitoris würde alsdann als kleiner Penis begriffen. Diese Perspektive wiederum implizierte, dass es männlicherseits nur ein männliches Geschlecht gebe, das sich *umgestülpt* hat, um sich selbst zu affizieren (*ibid.*, 22). Das Weibliche werde so zu einem Nicht-Geschlecht (*ibid.*). In ihrer Schrift *Speculum* sprach Irigaray (1980) von *sexueller Indifferenz*. Irigaray zog aus diesem Befund ihre eigenen Schlüsse: Im Gegensatz zum dekonstruktivistischen Feminismus hätte die feministische Bemühung dahin zu gehen, die *Differenz auf neue Füße* zu stellen und *dem Weiblichen seinen Ort in der Differenz der Geschlechter zu besorgen* (Irigaray 1979, 165). Sie verfolgte damit die Idee zweier Subjekte, die irreduzibel von einander verschieden sind (vgl. Lindhoff 2003, 122). Anstelle von Dekonstruktion forderte sie eine Einschreibung von Geschlechterdifferenz in die *symbolische Ordnung*. Denn solange die weibliche Seite dieser Differenz noch nicht existiere, führe *Dekonstruktion* nur zu einer Bestätigung des Status quo, nämlich der Bestätigung der Frau als „nicht-existent“ (*ibid.*, 131).

Die Ansichten *Irigarays* erscheinen mir insbesondere wegen ihrer geradezu poetischen Sprache im Sinne einer sensiblen, erlebnistheoretischen Phänomenologie außerordentlich interessant. Sie entwickelt einen zentralen Teil ihrer Ansichten aus einer phänomenologischen Interpretation der weiblichen Anatomie. So sei z.B. die Autoerotik der Frau von der des Mannes sehr verschieden. Dieser hat, um sich zu berühren, ein Instrument nötig: seine Hand, das Geschlecht der Frau, die Sprache, und diese Selbstaffektion erfordert ein Minimum an Aktivität. Die Frau aber berührt sich durch sich selbst und an sich selbst, ohne die Notwendigkeit einer Vermittlung und vor jeder Trennung zwischen Aktivität und Passivität. Die Frau berührt sich immerzu, ohne daß es ihr übrigens verboten werden könnte, da ihr Geschlecht aus zwei Lippen besteht, die sich unaufhörlich aneinander schmiegen. Sie ist also in sich selbst schon immer zwei, die einander berühren, die jedoch nicht in eins (einen) und eins (eine) trennbar sind (vgl. Irigaray 1979).

Für *Christa Rohde-Dachser* (1991) führt *Irigarays* „Entwurf des weiblichen Geschlechts als eines Dialogs der Lippen (Schamlippen), die sich sprechen“ über den phallischen Diskurs hinaus. Sie sieht darin die Idee einer sonst hinter der Sprache des Patriarchats verborgenen anderen („weiblichen“) Seinsweise (vgl. *Rohde-Dachser* 1991, 270).

10.4 Ethische Perspektiven

Wie man es auch dreht und wendet: Aus phänomenologischer Perspektive ist die Differenz von Mann und Frau nicht zugunsten einer objektiven Position, eines *Dritten* aufhebbar. *Bernhard Waldenfels* (1997), derzeit vielleicht der konsequenteste Philosoph des *Fremden* (*Schuch* 2011), hat völlig zutreffend darauf hingewiesen, dass es keinen „dritten Menschen“ gibt, der voraussetzungslos zwischen Mann und Frau unterscheiden könnte, da doch zunächst der Mann sich von der Frau und diese sich vom Mann unterscheidet (*ibid.*, 21). Als Fremdes können sie nur vom Ort des Fremden aus gedacht werden, als ein Anderswo und ein Außerordentliches, das im Eigenen keinen angestammten Platz hat und sich der Einordnung entzieht (*ibid.*, 12).

Die Gedankenfiguren von Alterität und Differenz bilden das theoretisch ebenso anspruchsvolle wie paradoxe Projekt, dass ich mich mit etwas befassen soll, von dem ich mir kein Bild machen kann. Denn wenn ich mir ein Bild mache, sehe ich nur *mein* Bild, nicht aber das Andere und Fremde, das vom Begriff her meinem Blick und Zugriff entzogen bleibt. Wie also kann ich mich mit dem Anderen und Fremden befassen, ohne mir ein Bild von ihm zu machen und ohne es in meinen Begriff zu nehmen und es damit seines Charakters zu berauben bzw. innerhalb meiner eigenen Begrenzung zu verbleiben? Die Idee von *Emmanuel Lévinas* (1999), allenfalls im eigenen Erleben eine *Spur des Fremden* und Anderen zu entdecken, verweist immerhin auf einen sensiblen Weg; ein Weg, der Vorsicht resp. Rücksichtnahme bei der Begegnung mit dem Anderen nahelegt.

Gut amerikanisch und damit theoretisch völlig anders begründet und insbesondere keineswegs so radikal, deutet der Titel *Intimate Strangers* von *Lillian B. Rubin* (1984) ebenfalls in diese Richtung.

Luce Irigaray (1991) sprach sich für eine auf Differenz beruhende Ethik *zwischen* den Geschlechtern aus. Die Verantwortung für die Gestaltung der Realität wäre von zwei unterschiedlichen, nicht vergleichbaren, aber gleichwertigen Geschlechtern zu übernehmen (vgl. *Sigmund-Wild* 2000). Dem hätte ich nichts hinzuzufügen.

11. Perspektiven der Psychotherapie

Wie lassen sich meine Ausführungen im Hinblick auf Psychotherapie resümieren? Eines scheint mir klar: *Psychotherapie unter parrhesiastischer Perspektive* (*Petzold* 2003, 44) muss sich davor hüten, zum Subsystem der Normalisierungsmacht zu werden.

Dies gilt sowohl im Hinblick auf die herrschenden Normalisierungsprozesse als auch im Hinblick auf die Etablierung neuer Normalisierungen. Damit meine ich insbesondere auch ideologische Parteinahmen, zumal, wenn diese dazu geeignet sind, Psychotherapie zum Instrument einer bestimmten Sexualpolitik verkommen zu lassen. Psychotherapie müsste sich vielmehr darum bemühen, Situationen zu thematisieren und Inszenierungen vorzunehmen, die in der Lage sind, aus guter Distanz die Verhältnisse und Befindlichkeiten aufzuzeigen und zur Sprache zu bringen.

Für *Volkmar Sigusch* (2007) war es selbstverständlich, dass jede Sexualtherapie, die ihren Namen verdient, eine Psychotherapie sein muss, weil sich das Sexuelle und Geschlechtliche nicht aus der Seele lösen lässt, wie das Fleisch vom Knochen (*ibid.*, 3). Die Frage ist indessen, inwieweit die Psychotherapie - über die periphere sprachliche Thematisierung des Sexuellen hinaus - nicht auch praktisch zur Sexualtherapie werden muss, will sie das gesellschaftliche Tabu transzendieren. Das wiederum hieße, dass *Humantherapie* auch Worte finden, Szenarien kreieren und Praktiken einbeziehen müsste, um relevante Erfahrungen zu ermöglichen. Hier stehen wir noch am Anfang, Klar scheint nur, dass dies den derzeit in Deutschland und in Österreich berufsrechtlich und berufspolitisch, jedenfalls mit dem Blick auf wissenschaftliche und sozialrechtliche Anerkennung, sprich die Töpfe der Krankenkassen, opportunistisch definierten Rahmen der Psychotherapie als Unter- und Nebendisziplin der Medizin zweifellos überschreiten wird²⁷. Als allfällige Normalisierungseinpfl egung wären zudem Überprüfungen im Rahmen heilberufgerichtlicher Verfahren (*Willems* 2009) zu erwarten²⁸.

Aus unserer Sicht bietet das von *Hilarion G. Petzold* (2003a) formulierte Anliegen einer *Humantherapie* eine zukunftsweisende Perspektive. Ich habe dies an anderer Stelle mehrfach dargelegt (vgl. *Schuch* 2007; 2008). Hier möchte ich mich auf folgende Perspektiven konzentrieren: *Humantherapie* verweist auf die Kultur menschlichen Miteinanders. In dieser Kultur erweisen sich die *Grundqualitäten des Menschlichen*, wie Takt, Würde, Achtung, Aufrichtigkeit, Hingabe, Liebe, Freundschaft, Verantwortung, Verlässlichkeit, Barmherzigkeit, Trost. Die gesetzlich implementierte Vorstellung von Psychotherapie als nosologisch geleitete Technologie medizinisch-psychologischer Konstrukte wäre entlang der Grundqualitäten des Menschlichen positiv umzuschreiben (*Leitner, Schuch* 2004, 561). *Psychotherapie im Sinne von Humantherapie* wird sich pathologisierenden, medizinisch-psychologischen Diagnostiken zu

²⁷ Sexualtherapeutische Praktiken, wie sie noch *Masters* und *Johnson* anwandten, z.B. mit Hilfe von Surrogat-Partnern, sind in Deutschland im Rahmen von Psychotherapie nicht gestattet. Dieser Teil der Sexualtherapie ist in eine darauf spezialisierte Teildisziplin der Prostitution abgewandert.

²⁸ Ich erinnere nur an die dpa-Meldung einer strafrechtlichen Würdigung des angeblich provokativ gemeinten Kusses eines Therapeuten auf den Mund einer Patientin: „Ein Kuss als Therapie beim Psychologen - das geht nach Auffassung des Gießener Berufsgerichts für Heilberufe auf gar keinen Fall. Das Gericht verurteilte einen 75 Jahre alten Psychologen, der eine Patientin geküsst und das als sinnvolle Schocktherapie begründet hatte, zu einer Geldbuße von 3500 Euro“ (*Ärzte Zeitung online*, 31.07.2010).

entkleiden haben. Sie wird es dann aufgeben, Heilung primär durch Anamnese zu suchen und vergangenheitsorientiert Lebensgeschichten zu erfinden und also Mythen zu bilden²⁹. Weil sie das Leben als Handlung begreift, wird sie verstärkt Gegenwart und Zukunft in den Blick nehmen, dabei auch Lebenssituation und Lebensperspektive berücksichtigen und wird sich neu orientieren in Richtung Lebensstil, in Richtung Lösung von realen Aufgaben und insbesondere in Richtung persönlicher Sinnerfüllung. Hierbei wird das Thema der Sexualität - im Sinne einer sensiblen, erlebnistheoretischen Phänomenologie - eine zentrale Rolle spielen. Letztlich ginge es darum, den Patienten zu verhelfen, pluriformes Leben und Erleben zu ertragen, zu bewältigen und sinnvoll zu gestalten und dabei Identität, Lebenswert und Lebenssinn zu realisieren.

Dazu brauchen wir eine Reflexion auf die Ethik der Psychotherapie. Es ginge um eine Ethik, die weniger dem verschrieben ist, was sein soll, wie es traditionell die protestantische Ethik (Weber 1920/2009) nahelegte, sondern die bemüht wäre, hierin dem Vorschlag von *Arthur Schopenhauer* (1841) folgend, primär zu verstehen, zu erklären und den Dingen auf den Grund zu gehen. Zumal die Verhaltensweisen der Menschen in moralischer Hinsicht verschieden zu bewerten sind (Leitner, Schuch et. al. 2009). Diese Ethik darf sich allerdings nicht komplizierteren theoretischen Überlegungen (vgl. Cornell 1992) verschließen, will sie die niveauvolle Rede über den Sex nicht verpassen.

Eine zukunftsweisende Perspektive der Behandlung der Genderfrage liegt ganz sicher in der diversitätstheoretischen Argumentation, für die sich *Hilarion Petzold und Ilse Orth* (2011) aussprechen. Denn nur eine *differenzielle* Betrachtung ist der Vielfalt von Menschen angemessen.

Sich psychotherapeutisch *ethisch* zu verhalten, bedeutet zweifellos zuerst, Psychotherapie *lege artis* auszuüben. Hier hätte vorab eine Verständigung darüber zu erfolgen, was eigentlich Psychotherapie sein soll und welchen Regeln der Kunst sie zu folgen hätte. Eine weitere Perspektive des Denkens einer Humantherapie liegt in der Thematisierung des Anderen und Fremden in der Sexualität: Zunächst in der Wahrnehmung und Erörterung der sexuellen Differenz; dann in der Öffnung einer Perspekti-

²⁹ Die Kindheitserinnerung wird erst in einem späteren Alter festgestellt und ist bereits einem komplizierten Einarbeitungs- und Umarbeitungsprozess unterzogen worden, den bereits *Sigmund Freud* (1909) mit „*der Sagenbildung eines Volkes über seine Urgeschichte*“ analog setzte (*ibid.*, 427, Anmerkung 1). *Johannes Cremerius* (1981) schloss daraus, dass die von den Patienten in der nachträglichen Sagenbildung berichteten traumatischen Ereignisse nicht wirklich die Ursachen der Neurose sein können (Cremerius 1981, 401). Ich füge dem mit Blick auf *Ferenczis* Gegenwartbezug hinzu, dass psychotherapeutisch die gegenwärtige Bedeutung der Lebensgeschichtsbildung von größerem Gewicht sein dürfte. Zumal das Denken in Kausalitäten der Komplexität des menschlichen Lebensprozesses nicht gerecht wird. Das ätiologische Sagen setzt noch nicht voraus, dass das Ereignis auch stattgefunden haben muss, schon gar nicht so, wie es erzählt wird. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Patienten mit ihren zum Teil ergreifenden Berichten über frühe Entbehrungen, Nöte, Zufügungen einen spezifischen Kontakt mit dem Therapeuten, insbesondere dessen Mitgefühl, Beistand, Zuwendung und Trost suchen. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass gegenwärtiges Erleben, Wollen und Verhalten des Erzählers durch den Bericht des Vergangenen erklärt oder mit Bedeutung versehen werden soll (vgl. Schuch 2003).

ve, die Fremdheit erhält und auf diese Weise der gegenseitigen Bemächtigung wehrt. *Brigitte Schigl* (2012) hält es darüber hinaus für nötig, Psychotherapiemethoden im Hinblick auf ihre Anthropologien, Persönlichkeits- und Entwicklungstheorien aus Genderperspektive kritisch zu reflektieren (*ibid.*, 191). Ihr zufolge wird kein Weg daran vorbei führen, die „Geschlechterordnung“ so zu gestalten, dass sie - gemäß den Paradigmen unserer Zeit und den Bedürfnissen heutiger Frauen und Männer, unserer Patientinnen und Patienten – salutogenetisch förderlich ist (*ibid.*, 194).

Wenn Psychotherapie einem normativen sozialpolitischen Projekt eingemeindet wird, in dem z.B. Ungleichheit ausgeglichen, Missbrauch entgegengewirkt, Geschlechtergerechtigkeit hergestellt werden soll etc., droht sie selbst, ihren Einfluss zu missbrauchen und zur Normalisierungsmacht zu verkommen. Es ist ohnehin ein Irrtum, zu glauben, man könnte oder sollte – sozusagen - durch *einen Klaps auf die Hand* (vgl. *Cornell* 1997, 130), durch eine ideologisch gerechtfertigte, bürokratisch-gesetzlich verordnete Konditionierung etwa Männer dazu bringen, ihr Verhalten zu ändern. Zumal Männer, die versuchen, *wie Frauen zu sprechen*, sich ohnehin stets dem Verdacht aussetzen, das Weibliche zu kolonisieren, indem mit der Begründung einer Aufwertung des Weiblichen wieder *über* die Frau gesprochen wird (vgl. *Sigmund-Wild* 2000, 49).

Dem Projekt der *Meliorisierung* durch Psychotherapie wäre dialektisch der Wahrheitsgehalt der Psychotherapie zuzuordnen. Zumal ohne eine differenzierende Diagnose jede Indikationsstellung von Prävalenzen dominiert und damit ex tunc problematisch würde.

Jacques Lacan unterschied sympathischerweise – bei aller Rätselhaftigkeit und Problematik seiner sonstigen Ansichten - weniger im Hinblick auf normal und anormal, sondern im Hinblick darauf, ob einer durch Psychotherapie dahin kommt, sich zu trauen, so zu sein, wie er ist, um seinen eigenen, unverwechselbaren und einzigartigen Weg zu suchen (vgl. *Maier* 2007, 193).

12. Zum Schluss

Es wird wohl eine bleibende Schwierigkeit der Reden über den Sex bilden, das Niveau der absolut notwendigen, erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch teilweise hochstehend geführten Diskussion zu erhalten und Verflachung und Abwege zu vermeiden. Eine Gefahr liegt zweifellos in der oft zielvollen Vermischung kategorialer Ebenen, insbesondere der Vermischung von sexual-politischen Interessen mit metatheoretischen und realexplikativen Aussagen. Doch auch diese Schwierigkeiten sind dem, die Psychotherapie umgebenden Machtdispositiv zu eigen und sind insofern zu den *Inszenierungen der Geschlechter* zu zählen (*Laqueur* 1992). *Simone de Beauvoir* hatte noch die universalistische Vorstellung, dass der Anschluss der Frauen an das große philosophische Denken zu ihrer Befreiung beitragen würde. Der radikale Feminismus lehnte die Vorstellung eines Universalismus ab und setzte stattdessen primär auf das Thema

der Differenz sowie auf die Dekonstruktion von Texten, denen er alle und alles eingefügt sah. Ich neige mittlerweile dazu, diese Entwicklung für eine Flucht aus der unerträglichen Wirklichkeit in eine *Dystopie* (Weiß 2012) zu halten. Wer optimistisch sein will, mag hier an das in einem anderen Zusammenhang geäußerte Wort von *Herbert Wehner* (1976) denken: „Wer rausgeht, muss auch wieder reinkommen“³⁰. Ist dieses allerdings vollbracht, wäre die *Dialektik der Aufklärung* (*Horkheimer, Adorno* 1947) zu bedenken, in der das der Institutionalisierung der Aufklärung innewohnende gegenläufige Moment der Verfestigung dingfest gemacht und immer wieder aufs Neue kritisch transzendiert werden kann. Denn immer dann, wenn der Prozess des Denkens - mit welchen Argumenten auch immer - in den Zustand des Bleibens und der normativen Fixierung gebannt wird, setzen die gegenläufigen, bemächtigenden Programme von Verdinglichung und Entfremdung ein. *Drucilla Cornell* (1992) hat in *The Philosophy of the Limit* mit ihrem Anknüpfen an *Adornos Negative Dialektik* offenbar dieses als Problem und Aufgabe zutreffend erkannt.

Ich habe mich entschlossen, entgegen der Versuchung, meine Anmerkungen zur Rede über den Sex opportunistisch in Moden aufgehen zu lassen, für die grundlegende *Differenz von Männern und Frauen* zu plädieren. Hierfür lassen sich meines Erachtens gute Gründe in den philosophischen Quellen der *Integrativen Therapie* finden. Männer und Frauen haben aus erlebnistheoretisch-phänomenologischer Sicht einen grundsätzlich anderen, letztlich unvergleichlichen leiblich-intentionalen Zugang zur gemeinsamen Welt. Denn es bildet einen gravierenden Unterschied, sich seinerseits zum Zweck der - mittlerweile sexuell begriffenen und also motivierten - Fortpflanzung zu verhärten und den Wunsch zu verspüren, einzudringen, seinen Samen zu ejakulieren, als ihrerseits ihre Lippen zu befeuchten, weich werden und anschwellen zu lassen, sich zu öffnen und also den Samen aufzunehmen. Dass *Luce Irigaray* (1979), der ich oben phänomenologisch soweit interessiert folgte, die *Suspendierung der weiblichen Autoerotik* durch den Mann lediglich als einen gewaltsamen, brutalen Akt darstellt, *im gewaltsamen Einbrechen, dem brutalen Spreizen dieser beiden Lippen durch einen vergewaltigenden Penis* (Irigaray 1979, 23), bedarf in diesem Kontext keiner weiteren Kommentierung.

Denn letztlich geht es bei aller Differenz um die gemeinsame Welt. Es geht um den wahrscheinlich einzigen einigermaßen sicher benennbaren *Sinn des Lebens*, nämlich dieses Leben weiterzugeben. Dies geschieht bis dahin diesseits und jenseits aller Kommentare noch immer heterosexuell. Die Gemeinsamkeit dieser Welt entzieht sich dem eindeutigen Begriff und wird bis dahin aus verschiedenen Perspektiven ermittelt, beleuchtet und verdunkelt. *Merleau-Ponty* ging das Risiko ein, hier dunkel vom *gemeinsamen Fleisch* (*chair*) zu sprechen. *Birgit Frostholm* (1978) hat dieses mit dem nicht minder mysteriösen *Freudschen* Begriff des *Unbewussten* verglichen.

30 *Wehner* konterte erbost mit diesem legendären Satz auf die Missachtung seiner Person, als im Deutschen Bundestag am 13. März 1975 die CDU/CSU-Fraktion geschlossen den Plenarsaal verließ.

In der Folge divergierender Ansichten und Prozesse lassen sich Gemeinsamkeiten nicht mehr einfach in einem einvernehmlich unterstellten und akzeptierten Grunde finden, sondern allenfalls noch durch Abstraktion auf einer Metaebene mühselig konstruieren. Die Einlassung auf Abstraktion und Metaebene ist allerdings mit Schwierigkeiten gespickt. Setzt sie doch ein gewisses Maß an sinnlich-ästhetischer Bildung voraus, zudem eine Einstellung *guter Distanz* und heiterer Gelassenheit (*bi-laritas*) und insbesondere aber *guten Willen*, nämlich Willen zur *Konvivialität*, um *fröhliche Wissenschaft* (Nietzsche), getragen von der Idee einer *Politik der Freundschaft* (Derrida 2000)³¹, betreiben zu können. Der Literaturhistoriker Hans Mayer (1975) hatte zum Schluss seines *opus magnum* „Außenseiter“ den Humanitätsgehalt einer Gesellschaft daran geknüpft, wie sie mit ihren Außenseitern, ihren „Monstren“ umgeht. Mayer hatte dies an den Juden, den Homosexuellen und den schönen Frauen großartig exemplifiziert.

Mit den *Grundqualitäten des Menschlichen*, mit Anstand, gutem Benehmen und Takt (Gödde, Zirfas 2012), insbesondere aber *in Zeiten der Ungleichheit mit Respekt* (Sennett 2004) vor dem Anderen und Fremden in der Sexualität könnte etwas begonnen werden, was eines Tages eventuell in Gerechtigkeit enden könnte. Die transsexuelle Soziologin Raewyn Connell hatte sich - noch als Robert William Connell (1999) - in dem Buch *Der gemachte Mann* für ein *Projekt der sozialen Gerechtigkeit in den Geschlechterbeziehungen* (*ibid.*, 247) ausgesprochen. Connell ging es um eine Gerechtigkeit, in der die sexuelle Differenz ihren stigmatisierenden Charakter verliere und Heterosexualität nicht mehr auf der Basis von männlich vermittelter Hierarchie, sondern von Gegenseitigkeit organisiert werde (Connell 1999, 252). So, wie die Dinge derzeit liegen, bleibt nur, die Zukunft in den Blick zu nehmen und zu hoffen, dass auch künftig *Keime der Vernunft* sprießen (Merleau-Ponty 1994). Denn wenn es schon keinen Weg zurück gibt, so öffnet sich vielleicht ein Weg nach vorn: *sensu Foucault*, unseren Körper und seine Lüste von der Abkapselung als Sexualität wieder zu befreien (vgl. Ewald 1978, 17).

Zusammenfassung: AUFLÖSUNGERSCHEINUNGEN UND NORMALISIERUNGSEINPFL EGUNGEN

– Reden über den Sex

Der Essay reflektiert multiperspektivisch interessengeleitete *Reden über den Sex*. *Sensu Foucault* stellt er Sexualität genealogisch als ein historisches Phänomen dar. Er diskutiert die Kontroverse Sex versus Gender und problematisiert die bürokratische Institutionalisierung von Geschlechtergerechtigkeit. Seine Perspektive sieht er in einer als Humantherapie verstandenen Psychotherapie, die Sexualtherapie einschließt. Im Ergebnis spricht er sich aus phänomenologischer Perspektive für die Anerkennung der Geschlechterdifferenz aus.

Schlüsselwörter: Sexualität, Gender, Psychotherapie, Sexualtherapie, Integrative Therapie

³¹ Derrida hatte sich für eine Politik der Freundschaft ausgesprochen – im Gegensatz zur Brüderlichkeit, weil diese auf dem Vätermord und dem Ausschluss der Schwester beruhe.

Summary: SIGNS OF DISINTEGRATION AND IMPLEMENTIONS OF NORMALITIES – Talks about Sex

The essay reflects under many prospects conducted interests in talks about sex. Sensu *Foucault* sexuality is being presented genealogically as a historical phenomenon. It discusses the controversy sex versus gender and expounds the problems of the bureaucratic institutionalization of gender justice. Its prospects lie in as a humantherapy meant psychotherapy that includes sexual therapy. In its outcome it suggests the acceptance of sexual differences for phenomenological reasons.

Keywords: Sexuality, Gender, Psychotherapy, Sexual Therapy, Integrative Therapy

Literatur

- Abdul-Hussein Surur* (2011): Genderkompetente Supervision. Mit einem Beitrag zur „Genderintegrität“ von Hilarion Petzold und Ilse Orth. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Adorno Theodor W.* (1966): Negative Dialektik. Frankfurt: Suhrkamp.
- Agamben Giorgio* (2008): Was ist ein Dispositiv? Zürich, Berlin: Diaphanes.
- Akasha-Böhme Faraday, Böhme Gernot* (2005): Mit Krankheit leben. Von der Kunst mit Schmerz und Leid umzugehen. München: Beck.
- Alexander Franz* (1925): Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 11, 444 - 456.
- Amend Günter* (2010): Sexueller Missbrauch von Kindern *MERKUR* 12, 739, 1161 - 1172.
- Ammerer Heinrich* (2011): Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing. Psychiater und Pionier der modernen Sexualkunde. Wien: styria premium.
- Anzieu-Premmereur Christine* (1983): Ferenczi et les Femmes. *Perspectives Psychiatriques*, 92, 175 - 178.
- Aries Philipp, Béjin André* (1984): Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt: S. Fischer.
- Aron Jean-Paul, Kempf Roger* (1982): Der sittliche Verfall. Bourgeoisie und Sexualität in Frankreich. Frankfurt: Suhrkamp.
- Attali Jacques* (1981): Die kannibalische Ordnung. Von der Magie zur Computermedizin. Frankfurt, New York: Campus.
- Azoulay Isabelle* (1996): Phantastische Abgründe. Die Gewalt in der sexuellen Phantasie von Frauen. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.
- Barbin Herculine* (1998): Meine Erinnerungen. In: *Schäffner Wolfgang, Vogl Joseph* (Hg.) (1998), aaO., 19 – 126.
- Bartel Rainer, Horwath Ilona, Kannonier-Finster Waltraud, Mesner Maria, Pfefferkorn Erik, Ziegler Meinrad* (2008) (Hg.): Heteronormativität und Homosexualitäten. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag.
- Becker Ruth, Kortendiek Beate* (2010, 3. erweiterte und durchgesehene Auflage): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag.
- Becker Sophinette* (1998): Psychotherapie bei Transsexualität. In: *Bernhard Strauß* (Hg.), (1998): aaO., 139 – 151.
- Becker Sophinette, Bosinski Hartmut A.G., Clement Ulrich, Eicher Wolf, Goerlich Thomas M., Hartmann Uwe, Kockott Götz, Langer Dieter, Preuss Wilhelm F., Schmidt Gunter, Springer Alfred, Wille Reinhard* (1997): Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen. Standards der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. *PSYCHOTHERAPEUT* 42, 256 – 262.:
- Bischof Norbert* (1985): Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Intimität und Autonomie. München, Zürich: Pieper.
- Bischof Norbert* (1993): Gescheiter als alle Laffen. Ein Psychogramm von Konrad Lorenz. München: Piper.

- Blackburn Simon* (2008): *Wollust. Die schönste Todsünde*. Berlin: Wagenbach.
- Böhme Gernot* (1985): *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Böhme Gernot* (1997): Ursprung und Zukunft von Identität als eines psychologischen Begriffs. *GE-STALT UND INTEGRATION* Themenheft (1997, 98): Identität und Genderfragen in Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung, 108 – 117.
- Böhme Hartmut, Böhme Gernot* (1983): *Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bourdieu Pierre* (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Brinkmann Heinrich* (1973): Erinnerung. In: *Heinrich Brinkmann, Peter Brückner, Hans-Jürgen Krabl, Manfred Lauer mann* (1973): *Sinnlichkeit und Abstraktion. Prolegomena zu einer materialistischen Empirie*. Wiesbaden: Focus, 1 - 13.
- Buford Bill* (1992): *Geil auf Gewalt. Unter Hooligans*. München: Hanser.
- Butler Judith* (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler Judith* (1997): *Körper von Gewicht*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler Judith* (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler Judith* (2009): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Chlada Marvin* (2005): *Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault*. Aschaffenburg: Alibri.
- Cliff Michelle* (1983): Einleitung. In: *Schultz Dagmar* (Hg.) (1983): aaO., 14 – 22.
- Cölln Michael* (1993): Integrative Paar- und Sexualtherapie: Paarsynthese. In: *Hilarion G. Petzold, Johanna Sieper* (Hg.) (1993): aaO., 611 – 618.
- Connell Robert William* (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske & Budrich.
- Cornell Drucilla* (1992a): *Das feministische Bündnis mit der Dekonstruktion*. In: *Vinken* (Hg.) (1992): aaO., 279 – 316.
- Cornell Drucilla* (1992b): *The Philosophy of the Limit*. New York: Routledge.
- Cornell Drucilla* (1997): *Die Versuchung der Pornographie*. Gender Studies. Frankfurt: Suhrkamp.
- Cremerius Johannes* (1981): *Die Konstruktion der biographischen Wirklichkeit im analytischen Prozeß*. In: *idem* (1984): *Vom Handwerkszeug des Psychoanalytikers: Das Werkzeug der psychoanalytischen Technik*. Bd. 2. Stuttgart, Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 398 - 425.
- Dannecker Martin* (1992): *Das Drama der Sexualität*. Hamburg: EVA.
- Dannecker Martin* (2005): *Männliche und weibliche Sexualität*. In: *Quindeau, I, Sigusch, V.* (Hg.) (2005): aaO., 80 – 94.
- Dannecker Martin, Katzenbach Agnes* (Hg.) (2005): *100 Jahre Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“*. Aktualität und Anspruch. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Dauk Elke* (1989): *Denken als Ethos und Methode. Foucault lesen*. Berlin: Reimer.
- De Beauvoir Simone* (1949/ 1992 Neuübersetzung): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek: Rowohlt.
- Derrida Jacques* (1997): *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Derrida Jacques* (2000): *Politik der Freundschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Désirat Karin* (1985): *Die transsexuelle Frau. Zur Entwicklung und Beeinträchtigung weiblicher Geschlechtsidentität*. Stuttgart: Enke.
- Dilthey Wilhelm* (1883/2010): *Einleitung in die Geisteswissenschaften*. Berlin: Contumax.
- Donau-Universität Krems* (s.a):
- Duden Barbara* (1991): *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*. Hamburg: Luchterhand.
- Duden Barbara* (1993): *Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung*. *FEMINISTISCHE STUDIEN*, 11. Stuttgart: Lucius & Lucius, 24 – 33.

- Duerr Hans Peter* (1988): Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Band 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Duerr Hans Peter* (1997): Der erotische Leib. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Band 4. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ebermann Traude, Fritz Julia, Macke Karin, Zehetner Bettina* (Hg.) (2010): In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Eder Franz X.* (2002, 2009, 2. erweiterte Auflage): Kultur der Begierde: Eine Geschichte der Sexualität. München: Beck.
- Edlhaimb-Hrubic Christiana Maria* (2004): Etymologische Frag - mente zu Wort und Begriff Supervision. Donau-Universität Krems. <http://www.donau-uni.ac.at/de/studium/supervision-coaching/01079/index.php> Und in: FPI-Publikation (2005): <http://www.fpi-publikation.de/supervision/alle-ausgaben/02-2005-edlhaimb-hrubic-christiana-maria-etymologische-fragmente-zu-wort-und-begriff.html>
- Edlhaimb-Hrubic Christiana Maria, Edlhaimb Hans-Peter* (2011): Historie der Supervision, eine Création Permanente. Nicht veröffentlichte Masterthese. Donau-Universität Krems, Österreich.
- Elias Norbert* (1976): Prozeß der Zivilisation. 2 Bde. Frankfurt: Suhrkamp.
- Engel Antke* (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt: Campus.
- Eribon Didier* (1991): Michel Foucault. Eine Biographie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ewald François* (1978): Einleitung. Foucault – Ein vagabundierendes Denken. In: *Michel Foucault, M.* (1978): aaO., 7 – 20.
- Ferenczi Sándor* (1924): Versuch einer Genitaltheorie. Schriften zur Psychoanalyse Bd. II, 317 - 400. Frankfurt: Fischer.
- Foucault Michel* (1976): Mikrophysik der Macht. Berlin: Merve.
- Foucault Michel* (1977a): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (1977b): Nein zum König Sex. In: *idem* (2003): aaO., 336 – 353.
- Foucault Michel* (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- Foucault Michel* (1980): Das wahre Geschlecht. In: *idem* (2005): aaO. 142 – 152.
- Foucault Michel* (1984): Michel Foucault, ein Interview: Sex, Macht und die Politik der Identität. In: *idem* (2005): aaO., 909 – 924.
- Foucault Michel* (1986 a): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (1986 b): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (1996): Diskurs und Wahrheit. Berkeley-Vorlesungen 1983. Berlin: Merve.
- Foucault Michel* (2001 - 2005): Schriften in vier Bänden: Dits et Ecrits. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (2008): Die Anormalen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault Michel* (2010): Der Mut zur Wahrheit. Frankfurt: Suhrkamp.
- Freeman Derek* (1983): Liebe ohne Aggression. Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker. München: Kindler.
- Freud Sigmund* (1909): Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. GW VII, 379 – 463.
- Friedman Richard C.* (1993): Männliche Homosexualität. Berlin, Heidelberg etc.: Springer.
- Fromm Erich* (1936): Sozialpsychologischer Teil. In: *Erich Fromm, Max Horkheimer, Hans Mayer, Herbert Marcuse* et. al. (1936): Autorität und Familie. Bd. 1. Paris: Libraire Félix Alcan.
- Frostholm Birgit* (1978): Leib und Unbewusstes. Freuds Begriff des Unbewussten interpretiert durch den Leib-Begriff Merleau-Pontys. Bonn. Bouvier.
- Gambaroff Marina* (2009): Utopie der Treue. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Gödde Günter* (1999): Traditionslinien des Unbewußten. Schopenhauer – Nietzsche – Freud. Tübingen: edition diskord.
- Gödde Günter, Zirfas Jörg* (Hg.) (2012): Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie. Bielefeld: transcript.

- Goode Erich, Nachman Ben-Yehuda (1994): *Moral Panics. The Social Construction of Deviance*. Cambridge: Blackwell.
- Großmaß Ruth (1989): Nicht die Mutter ist schuld, sondern nur ihr Geschlecht. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 49/50, Frauen und Psychologie III, 51 – 82.
- Großmaß Ruth (1991): Der Beitrag der Psychoanalyse zur Sozialisationstheorie. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 59/60, 3/4, 51 – 72.
- Großmaß Ruth (2010): Frauenberatung im Spiegel von Beratungstheorie und Gender-Diskursen. In: Traude Ebermann, Julia Fritz et al. (Hg.) (2010): aaO., 61 – 73.
- Gruen Arno (1987): *Der Wahnsinn der Normalität*. München: Kösel.
- Günter Michael (2011): *Gewalt entsteht im Kopf*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Habermas Jürgen (1985): *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hagemann-White Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Leske & Budrich.
- Hagemann-White Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Carol Hagemann-White, Maria S. Rerrich (Hg.) (1988): *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ-Verlag, 224 – 235.
- Byong-Chul Han (2011): *Topologie der Gewalt*. Berlin: Mathes & Seitz.
- Handford Christina, Brunner Franziska, Schweizer Katinka, Richter-Appelt Hertha (2012): Brauchen wir ein drittes Geschlecht? Erwachsene mit Androgeninsensitivität nehmen Stellung. In: Katinka Schweizer, Hertha Richter-Appelt. (Hg.) (2012): aaO., 429 – 445.
- Hark Sabine (1996): *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen: Leske & Budrich.
- Hark Sabine (2010): *Lesbenforschung und Queer Theorie*. In: Becker, R., Kortendiek, B. (Hg.) (2010): aaO., 108 – 115.
- Hemecker Wilhelm (1991): *Vor Freud. Philosophiegeschichtliche Voraussetzungen der Psychoanalyse*. München, Hamden, Wien: Philosophia.
- Henrich Dieter (1979): *Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen*. In: Marquard, Stierle (Hg.) (1979): aaO., 133 – 186.
- Hirsch Matthias (1990): *Realer Inzest. Psychodynamik des sexuellen Mißbrauchs in der Familie*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Hirschauer Stefan (1992): Hermaphroditen, Homosexuelle und Geschlechtswechsler – Transsexualität als historisches Projekt. In: Friedemann Pfäfflin, Astrid Junge (Hg.) (1992): aaO. 55 – 94.
- Hirschauer Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität: Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hirschfeld Magnus (1906): *Geschlechtsübergänge. Mischung männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere. Sexuelle Zwischenstufen*. Leipzig: Malende, Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene.
- Höfner Claudia (2007): *Gender Vertigo. Eine Verführung*. *INTEGRATIVE THERAPIE* 33, 3, 279 – 298.
- Höfner Claudia, Schigl Brigitte (2012): *Geschlecht und Identität. Implikationen für Beratung und Psychotherapie – gendertheoretische Perspektiven*. In: Hilarion G. Petzold (Hg.) (2012): aaO., 127 – 156.
- Horkheimer Max, Adorno Theodor W. (1947): *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam: Querido.
- Hummel Thomas (2011): *Schwierige Trennung von Mann und Frau*. *SÜDDEUTSCHE ZEITUNG*, Nr. 89, 37.
- Irigaray Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Irigaray Luce (1980): *Speculum: Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Irigaray Luce (1991): *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Isenberg Bo (1991): *Habermas on Foucault Critical Remarks*. *ACTA SOCIOLOGICA* 34, 4, 299 – 308.
- Koselleck Reinhart (1979): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Krafft-Ebing Richard* (1894/2010): *Psychopathia Sexualis*. (Reprint) Memphis Tennessee: General Books.
- Krahl Hans Jürgen* (1971): *Konstitution und Klassenkampf*. Frankfurt: Verlag Neue Kritik.
- Kraß Andreas* (Hg.) (2003): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. (Queer Studies). Frankfurt: Suhrkamp.
- Kraß Andreas* (2003): *Queer Studies – eine Einführung*. In: *idem* (Hg.) (2003): *aaO.*, 7 – 28.
- Kristeva Julia* (1990): *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kristeva Julia* (2007): *Die neuen Leiden der Seele*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lacan Jacques* (2003): *Die Objektbeziehung. Das Seminar, Buch IV*. Wien, Berlin: Turia & Kant.
- Lacan Jacques* (2006): *Namen-des-Vaters*. Wien, Berlin: Turia & Kant.
- Laqueur Thomas W.* (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt, New York: Campus.
- Laqueur Thomas W.* (2008): *Die einsame Lust. Eine Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung*. Berlin: Osburg.
- Lautmann Rüdiger* (2002): *Soziologie der Sexualität: Erotische Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*. Weinheim und München: Juventa.
- Leitner Anton, Schuch Hans Waldemar* (2004): *Lebenszufriedenheit – eine Dimension psychotherapeutischer Prävention. Kritische Einwürfe und empirische Befunde*. *WIENER MEDIZINISCHE WOCHENSCHRIFT*, 23/24, 555 – 563.
- Leitner Anton, Schuch Hans Waldemar, Koschier Alexandra, Höfner Claudia, Enk Barbara* (2009): *Das ärztliche Gespräch im Blickpunkt der Ethik*. *PSYCHOLOGISCHE MEDIZIN* 20, 4, 33 – 40.
- Lempert Joachim, Oelemann Burkhard* (1995): „... dann habe ich zugeschlagen“. *Gewalt gegen Frauen. Auswege aus einem fatalen Kreislauf*. München: dtv.
- Lévinas Emmanuel* (1989): *Die Zeit und der Andere*. Hamburg: Felix Meiner.
- Lévinas Emmanuel* (1999): *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Freiburg, München: Alber.
- Lewandowski Sven* (2004): *Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse*. Bielefeld: transcript.
- Lindhoff Lena* (2003, 2. überarbeitete Auflage): *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart: Metzler.
- Link Jürgen* (1999): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann Niklas* (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lyotard Jean-Francois* (1986/2009): *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Wien: PassagenVerlag.
- Maier Corinne* (2007): *Die Entdeckung des Begehrens. Von der Kunst unsere Triebe und Neurosen gelassen zu betrachten*. München: Goldmann.
- Marcus Steven* (1979): *Umkehrung der Moral. Sexualität und Pornographie im viktorianischen England*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Marcuse Herbert* (1969): *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Marquard Odo* (1973): *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Marquard Odo* (1987): *Transzendentaler Idealismus, Romantische Naturphilosophie, Psychoanalyse*. Köln: Dinter.
- Marquard Odo, Stierle Karlheinz* (Hg.) (1979): *Identität*. München: Fink.
- Mayer Hans* (1975): *Außenseiter*. Frankfurt: Suhrkamp.
- McHugh Paul* (2004): *Surgical Sex*. *FIRST THINGS* November 2004. FirstThings.com.
- Merleau-Ponty Maurice* (1945, 1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.
- Merleau-Ponty Maurice* (1986): *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Fink.
- Merleau-Ponty Maurice* (1994): *Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949 – 1952*. München: Fink.

- Miller James* (1995): Die Leidenschaften des Michel Foucault. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Moi Toril* (1969): Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen. Frankfurt: S. Fischer.
- Muchembled Robert* (2008): Die Verwandlungen der Lust. Eine Geschichte der abendländischen Sexualität. München: DVA.
- Müller-Pozzi Heinz* (2012): Der Andere und das Objekt. Zur Metapsychologie der frühen Objektbeziehung. *PSYCHE*, 66, 1, 61 – 84.
- Orth Ernst W.* (Hg.) (1986): Studien zur neueren französischen Phänomenologie. Freiburg, München: Alber.
- Orth Ilse* (2007): Genderperspektiven. In: *Johanna Sieper, Ilse Orth, Hans Waldemar Schuch* (Hg.) (2007): aaO., 401 – 405.
- Pfäfflin Friedemann, Junge Astrid* (1992): Geschlechtsumwandlung. Abhandlungen zur Transsexualität. Stuttgart, New York: Schattauer.
- Pechriggl Alice* (2008): Naturrechtliche „Heteronormativität“ vs. Politische Normsetzung. In: *Bartel, R.* et al. (2008): aaO., 25 – 42.
- Peters Kathrin* (2010): Rätselbilder des Geschlechts. Körperwissen und Medialität um 1900. Zürich: diaphanes.
- Petzold Hilarion G.* (2002): *POLYLOGE*: Die Dialogzentrierung in der Psychotherapie Überschreiten. Perspektiven Integrativer Therapie und klinischer Philosophie. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - *POLYLOGE*: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit – 04/2002, Updating 2005.
- Petzold Hilarion G.* (2003a): Integrative Therapie, 3 Bde. Paderborn. Junfermann.
- Petzold Hilarion G.* (2003b): Aggression. *POLYLOGE*. Eine Internetzeitschrift für Integrative Therapie. 1/2003, 1 – 21.
- Petzold Hilarion G.* (2012): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie – interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Petzold Hilarion G., Mathias, U.* (1982): Rollenentwicklung und Identität. Von den Anfängen der Rollentheorie zum sozialpsychiatrischen Konzept Morenos. Paderborn: Junfermann.
- Petzold Hilarion G., Sieper Johanna* (Hg.) (1993): Integration und Kreation. 2 Bde. Paderborn: Junfermann.
- Petzold Hilarion G., Orth Ilse* (2011): „Genderintegrität“ als neues Leitparadigma für Supervision und Coaching in vielfältigen Kontexten – ein ko-reflexiver Beitrag zu „Genderkompetenz“. In: *Abdul-Hussein Surur* (2011): Genderkompetente Supervision. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Pinker Steven* (2011): Gewalt – Eine neue Geschichte der Menschheit. Frankfurt: S. Fischer.
- Pohl Rolf* (2004): Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und Abwehr des Weiblichen. Hannover: offizin.
- Quindeau Ilka* (2008): Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Quindeau Ilka, Sigusch Volkmar* (Hg.) (2005): Freud und das Sexuelle. Neue psychoanalytische und sexualwissenschaftliche Perspektiven. Frankfurt: Campus.
- Rauchfleisch Udo* (2012): Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rich Adrienne* (1983): Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: *Schultz Dagmar* (Hg.) (1983): aaO., 138 – 168.
- Richter-Appelt Hertha* (2007): Intersexualität im Wandel. *ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALFORSCHUNG*, 20, 93 – 102.
- Ricœur Paul* (1991): Zeit und Erzählung. Bd. III: Die erzählte Zeit. München: Fink.
- Rohde-Dachser Christa* (1991): Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.
- Roper Lyndal* (1995): Ödipus und der Teufel. Frankfurt: Fischer.
- Runte Annette* (1996): Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität. München: Wilhelm Fink.

- Sartre Jean Paul (1962): Das Sein und das Nichts. Reinbek: Rowohlt.
- Sartre Jean Paul (1965): Die Wörter. Reinbek: Rowohlt.
- Schäffner Wolfgang, Vogl Joseph (Hg.) (1998): Über Hermaphroditismus. Frankfurt: Suhrkamp.
- Scheffler Sabine (2009): Patientenverhalten von Frau und Mann als soziales Konstrukt. *INTEGRATIVE THERAPIE* 35, 1, 37 – 49.
- Scheffler Sabina (2010): ...und sie bewegt sich doch! Entwicklung und Zukunft frauenspezifischer Psychotherapie und Beratung. In: Traude Ebermann, Julia Fritz et al. (Hg.) (2010): aaO., 45 – 57.
- Schopenhauer Arthur (1841/2007): Die beiden Grundprobleme der Ethik: Über die Freiheit des menschlichen Willens. Über das Fundament der Moral. Zürich: Diogenes.
- Schigl Brigitte (2007): Geschlechtskrankheiten – Geschlechtsgesundheiten. Gender-typische Konstruktionen von Gesundheit und Krankheit. *INTEGRATIVE THERAPIE* 33, 3, 299 -322.
- Schigl Brigitte (2010): Frauenspezifische/Feministische Arbeit mit Integrativer Gestalttherapie. In Traude Ebermann, Julia Fritz et al. (Hg.) (2010): aaO., 135 – 146.
- Schigl Brigitte (2012): Psychotherapie und Gender. Konzepte, Forschung, Praxis. Wiesbaden: VS.
- Schnarch David (2006): Die Psychologie sexueller Leidenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schnarch David (2011): Intimität und Verlangen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schnell Rüdiger (Hg.) (1997): Text und Geschlecht. Mann und Frau in Eheschriften der frühen Neuzeit. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schor Naomi (1992): Dieser Essentialismus, der keiner ist – Irigaray begreifen. In Vinken Barbara (Hg.) (1992): aaO., 219 – 246.
- Schott Heinz (1985): Zauberspiegel der Seele. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schuch Hans Waldemar (1983): Formierung psychosozialer Prozesse. Gießen: Fokus.
- Schuch Hans Waldemar (1988): Psychotherapie zwischen Wertorientierung und Normierung. *INTEGRATIVE THERAPIE* 14, 2/3, 108 – 131.
- Schuch Hans Waldemar (1990): Über Persönliches im Werk. *INTEGRATIVE THERAPIE* 16, 1/2 , 134 – 152.
- Schuch Hans Waldemar (2000): Bedeutsame Akzentverschiebungen - Von der Genitaltheorie zur Elastischen Psychoanalyse. *GESTALT* (Schweiz), 39, Oktober 2000, 36 – 51.
- Schuch Hans Waldemar (2003): Geschichte und Psychotherapie. In: Anton Leitner (Hg.) (2003): Entwicklungsdynamiken in der Psychotherapie. Wien: Krammer, 13 – 56.
- Schuch Hans Waldemar (2006): Freud aus Sicht der Integrativen Therapie. *INTEGRATIVE THERAPIE* 33, 1/2, 115 – 146.
- Schuch Hans Waldemar (2007): Was bleibt: Leib, Intersubjektivität, Hominität. In: Johanna Sieper, Hans-Waldemar Schuch, Ilse Orth (Hg.) (2007): Neue Wege Integrativer Therapie. Bielefeld, Locarno: Sirius, 42 – 61.
- Schuch Hans Waldemar (2008): Darum Integrative Therapie. *INTEGRATIVE THERAPIE* 34, 3, 179 – 198.
- Schuch Hans Waldemar (2010): Menschen brauchen Menschen. *PSYCHOTHERAPIEFORUM* 18, 21 – 26.
- Schuch Hans Waldemar (2011): Bernhard Waldenfels: Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. (Rezension), *JAHRBUCH MUSIKTHERAPIE* 7, 191 - 193.
- Schuch Hans Waldemar (2012): Kontroverse Identitäten – Disparate Identitäten. Einige kulturtheoretische Anmerkungen zu Integrationsproblemen von Muslimen. In: Hilarion G. Petzold (Hg.) (2012): aaO., 191 – 220.
- Schultz Dagmar (1983): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde. Berlin: subrosa Frauenverlag.
- Schweizer Katinka, Richter-Appelt Hertha (Hg.) (2012): Intersexualität kontrovers. Grundlagen, Erfahrungen, Positionen. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sennett Richard (2004): Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.
- Sennett Richard (2008): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Berlin: btv.

- Sieper Johanna, Orth Ilse, Schuch Hans Waldemar* (Hg.) (2007): *Neue Wege Integrativer Therapie*. Bielefeld: Sirius.
- Sigmund-Wild Irene* (2000): *Anerkennung des Ver-rückten*. Zu Luce Irigarays Entwurf einer Ethik der sexuellen Differenz. Marburg: Tectum-Verlag.
- Sigusch Volkmar* (2005): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt: Campus.
- Sigusch Volkmar* (2007, 4. überarbeitete und erweiterte Auflage): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart, New York: Thieme.
- Sigusch Volkmar* (2008): *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt: Campus.
- Sigusch Volkmar* (2011): *Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik*. Frankfurt: Campus.
- Sombart Nicolaus* (1995): *Über die schöne Frau. Der männliche Blick auf den weiblichen Körper*. Baden Baden, Zürich: Elster.
- Sorg Eugen* (2011): *Die Lust am Bösen. Warum Gewalt nicht heilbar ist*. München: Nagel & Kimche.
- Steingart Gabor* (2011): *Das Ende der Normalität. Nachruf auf unser Leben, wie es bisher war*. München, Zürich: Pieper.
- Stiegler Barbara* (2010): *Gender Mainstreaming: Fortschritt oder Rückschritt in der Geschlechterpolitik?* In: *Becker Ruth, Kortendiek Beate* (Hg.) (2010): aaO., 933 – 938.
- Strauß Bernhard* (Hg.) (1998): *Psychotherapie der Sexualstörungen*. Stuttgart: Thieme.
- Van Dülmen Richard* (1989): *Die Liebe in der frühen Neuzeit. Historische Aspekte der Emotionalität*. *MITTEILUNGEN DER DEUTSCHEN FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT*, 3, 14 – 16.
- Vetter Brigitte* (2007): *Sexualität: Störungen, Abweichungen, Transsexualität*. Stuttgart, New York: Schattauer.
- Vetter Brigitte* (2010): *Transidentität – ein unordentliches Phänomen. Wenn das Geschlecht nicht zum Bewusstsein passt*. Bern: Huber.
- Villa Paula-Irene* (2003): *Judith Butler*. Frankfurt: Campus.
- Villa Paula-Irene* (Hg.) (2008): *Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*. Bielefeld: transcript.
- Vinken Barbara* (Hg.) (1992): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Voigt Stefanie, Köhlerschmidt Markus* (2011): *Die philosophische Wollust. Sinnliches von Sokrates bis Sloterdijk*. Frankfurt: Primus Verlag.
- Waldenfels Bernhard* (1986): *Verstreute Vernunft. Zur Philosophie von Michel Foucault*. In: *Orth Ernst W.* (Hg.) (1986): aaO.
- Waldenfels Bernhard* (1990): *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (1997): *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (1998, 2008, erweiterte Ausgabe): *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (1999): *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Waldenfels Bernhard* (1999): *Vielstimmigkeit der Rede. Studien zur Phänomenologie des Fremden 4*. Frankfurt: Suhrkamp
- Waldenfels Bernhard* (2002): *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomentechnik*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Waldenfels Bernhard* (2006): *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Walter* (2009): *Mein Geheimes Leben. Wolfenbüttel*: Melchior.
- Wehler Hans-Ulrich* (1998): *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. München: Achim Freudenstein.

- Wehner Herbert* (1976): *Julia Becker, Marie Preuß* (2007): „Wer rausgeht, muss auch wieder reinkommen“. In: Spiegel online: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/flucht-aus-dem-bundestag-wer-rausgeht-muss-auch-wieder-reinkommen-a-507129.html> (23.07.2012). Und <http://www.youtube.com/watch?v=hKdv-7siNNU> (23.07.2012).
- Weidenfeld Nathalie* (2011): Amerika contra Paris. *SÜDDEUTSCHE ZEITUNG*, Nr. 143 vom 24. Juni 2011, 2)
- Weiß Heinz* (2012): Utopien und Dystopien als Orte des seelischen Rückzugs. *PSYCHE* 66, 4, 310 – 330.
- Willems Herbert* (2009): Das Verfahren vor den Heilberufsgewerkschaften. Heidelberg: C.F. Müller.
- Zastrow Volker* (2006a): Gender. Politische Geschlechtsumwandlung. Waltrop, Leipzig: Manuscriptum.
- Zastrow Volker* (2006b): „Gender Mainstreaming“. Der kleine Unterschied. *FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG*, Nr. 208 vom 07. 09. 2006, 8.
- Zeul Mechthild* (1999): Ferenczis Theorie über Weiblichkeit - Einige Anmerkungen. *Psyche*, 53, 5, 477 - 493.
- Ziegler Meinrad* (2008): Einleitung: Heteronormativität und die Verflüssigung des Selbstverständlichen – theoretische Kontexte. In: *Bartel Rainer* et al. (2008): aaO. 13 – 23.

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. Hans Waldemar Schuch M.A.
Donau-Universität Krems
Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit

Dr.-Karl-Dorrek-Straße 30
3500 Krems
Österreich

E-Mail-Adresse:
mail@hwschuch.de

Web-Adresse:
www.hwschuch.de